

Ott

646 1/2

D.H 646/2

4959

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 Mt. — Pf.	1 Mt. 50 Pf.	2 Mt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Freundlich der Große
und seiner Hof.

—

von
L. Mühlberg.

—
Litter & Litter.

—



I.

Die intriguirenden Höflinge.

Sie haben Recht, sagte der Baron Pöllnitz, ja Sie haben Recht, lieber Fredersdorf, auf diesem Wege ist dieser Hercules nicht zu bezwingen und können wir nicht zur Herrschaft gelangen. Er hat kein Herz und ist keiner Liebe fähig, ich glaube wahrhaftig, er verachtet die Frauen.

Er verachtet sie vielleicht nicht, erwiderte Fredersdorf lächelnd, aber er ist jedenfalls ihrer überdrüssig und das ist noch schlimmer, als wenn er sie verachtete. Die Frauen sind ihm zu bereitwillig entgegen gekommen und haben ihm immer ihr Herz zu schnell entgegen getragen, als daß er ihrer noch begehren sollte. Eine Frau wird daher niemals Gewalt über ihn haben.

Aber was denn, theuerster Freund? fragte Pöllnitz entsetzt. Es giebt doch für jedes lebende Geschöpf ein Mittel, wodurch es gezähmt wird. Selbst der Löwe kann in geistige Bande geschlagen werden und der

mächtige Colosß, der Elephant, selbst kann gedemüthigt und bezwungen werden, daß er sanft wird und furchtsam und geduldig. Wie? Sollte es denn kein Mittel geben, diesen jungen königlichen Löwen zu zähmen und ihn ein wenig in Banden zu schlagen? Mein Gott, was sind wir denn, wenn er frei bleibt? Dienstthuende Lastthiere seiner willkührlichen Launen, weiter nichts; verdammt, gehorsam den Willen unseres Herrn auszuführen und selber gar keinen Willen zu haben. Gestehen Sie, lieber Freund, daß das eine sehr beklagenswerthe Rolle ist und daß das sehr wenig den kühnen und ehrgeizigen Hoffnungen entspricht, die wir Beide schon so lange genährt haben. Mein Gott, sollte es möglich sein, daß wenn der Kämmerer des Königs und ein so alter erfahrener Hofmann, wie ich es bin, sich mit einander verbinden, dieses königliche Wild, auf welches sie Jagd machen, ihren künstlichen und wohl aufgestellten Netzen immer entgehen könnte? Lieber Freund, das darf nicht sein, das kann nicht sein, es wäre eine ewige Schande für uns Beide. Es ist ein ganz unerhörter Fall, daß ein König keine einflußreichen und mächtigen Günstlinge haben sollte, Friedrich soll und muß sie haben, so gut wie jeder Andere, und da diese Stellen noch vacant sind, nun, so ist es in der Ordnung und ganz natürlich, daß wir sie einzunehmen trachten.

Wir werden sie auch einnehmen und behaupten, sagte Fredersdorf lächelnd. Sie nannten vorhin den König einen jungen Hercules. Nun, wodurch ward denn der Hercules gezähmt?

Durch die Liebe zur Omphale, dächte ich.

Nicht doch! Dadurch, daß die Omphale ihn in ein üppiges, schwelgerisches, verweichlichendes Leben hinein zog und ihn einschläferte mit Festen und tobenden Lust-

barkeiten. Entsinnen Sie Sich außerdem wohl, wie der römische Kaiser Heliogabal es anfang die stolzen, ehrgeizigen und herrschsüchtigen Senatoren, welche seine unumschränkte Herrschaft beeinträchtigen wollten, zu tödten?

Ich bin nicht so gelehrt, wie Sie, theuerster Freund und ich gestehe ohne Erröthen, daß ich nichts vom Heliogabal weiß.

Hören Sie also. Heliogabal war es überdrüssig, der nur ausführende und gehorchende Beamte des decretirenden Senats zu sein, er wollte selbst herrschen, er wollte die Macht haben, welche der Senat für sich beanspruchte. Aber er verbarg seine Gedanken in seinem Innern und zeigte den Senatoren ein unterwürfiges, zufriedenes Gesicht. Er lud sie zu einem festlichen Mahl auf seine Villa ein, er entzückte sie durch die köstlichsten Speisen, den auserlesensten Wein, und wie sie noch glückestrunken und sinnverwirrt an dieser schwelgerischen Tafel saßen, stand Heliogabal auf und sagte mit einem köstlichen Lächeln: Jetzt gehe ich, meinen werthen Gästen eine kleine Ueberraschung zu bereiten und ihnen einen Scherz zu machen, wie sie ihn wahrlich noch niemals erlebten. So sprechend ging er hinaus und die von Wein und Genüssen trunkenen Senatoren hörten nicht, wie man draußen die Kiegel vor die Thüren schob und ihnen also den Ausgang sperrte. Sie tranken und jubelten weiter fort. Da öffnete sich plötzlich über ihnen die ganze Decke des hohen Saals und sie hörten Heliogabals Stimme, welche rief: Ihr könnt niemals Ehre und Ansehen genug haben, Ihr trachtet immer nach neuen Lorbeerkrönen. Nun wohl, heute sollt Ihr genug davon haben. Heute will ich Euch sättigen mit Ehrenbezeugungen. Und wie er das gesagt, ergoß sich ein

Regen von Lorbeerzweigen und Kränzen über die Häupter der Senatoren. Anfangs lachten sie und griffen schäfernd nach den fliegenden Kränzen. Aber dieser Regen wollte gar nicht enden; jetzt kamen Massen von den herrlichsten Blumen, welche indessen einen betäubenden, sinnverwirrenden Duft ausströmten. Die Senatoren schrieen, daß es genug sei der Ehre, genug der Ueberraschung. Aber der Blumenregen rauschte mächtiger und mächtiger, in immer dickeren Wellen, in immer unaufhaltsamern Strömen auf sie hernieder. Schon war die Tafel hoch davon überdeckt, schon war der Fußboden nur noch ein hoher, weicher Blument Teppich.

Da endlich wollten die entsetzten Senatoren fliehen, da stürzten sie zur Thür, aber diese Thür war verschlossen und widerstand ihrem Drängen. Und von oben herab strömte der Blumenregen immer gewaltiger hernieder. Von der Thür wateten die Senatoren durch ein Blumenmeer, das sie schon bis über die Kniee hin umfluthete, zu den Fenstern. Aber der Saal lag zwei Stockwerk hoch, ein Abgrund zeigte sich ihren Blicken und unten standen dicht aneinander gedrängt die römischen Legionen, ihre scharfen, schneidenden und spitzen Waffen hoch empor haltend. Es war also unmöglich zu entfliehen. Und die Senatoren baten und flehten, den Blumenregen enden zu lassen, aber er floß unerbittlich weiter, er überschüttete sie immer höher hinauf und endlich konnten sie nicht mehr sprechen und nicht mehr weinen, denn die Blumen bedeckten ihnen schon das Haupt und verbargen sie Alle unter ihren dufenden, herrlich schimmernden Massen und endlich sah man nichts mehr als eine unbewegte glatte Blumenfläche, in deren Innern alles lautlos war und still. Heliogabal hatte die Senatoren nicht ermordet,

er hatte sie nur mit Blumen erstickt, weiter nichts *)! Nun, was sagen Sie zu meiner Geschichte?

Ich sage, daß sie pikant und hübsch ist und daß Heliogabal ein sehr poetischer Kaiser gewesen, nur verstehe ich nicht recht den Zusammenhang zwischen dem Kaiser Heliogabal und uns.

Ah, Sie verstehen nicht, flüsterte Frederisdorf geheimnißvoll. Machen wir es doch wie Heliogabal. Berauschen wir den mächtigen Riesen mit köstlichen Genüssen, betäuben und erstickten wir den willenskräftigen Geist mit Blumen, stürzen wir ihn in ein Meer von Freuden und verweichlichen wir ihn mit köstlichem Sinnenrausch.

Nur, daß er keine Sinne hat, seufzte Böllnitz.

Keine Sinne für die Schönheit der Frauen, aber andere Sinne. Er hat kein Herz, aber er hat einen Gaumen, er hat keinen Sinn für die Liebe, aber für die Tafel. Das ist das Eine Häkchen, womit wir ihn halten können. Das Andere ist seine Prunksucht und seine Lust an verschwenderischer Pracht. Er ist so lange genöthigt gewesen, ein sparsames, unscheinbares Dasein zu führen, daß es ihn jetzt wohl gelüstet, sich als den freien, glänzenden Fürsten, den goldregnenden Zeus zu fühlen. Sein Vater hat Millionen aufgespeichert, helfen wir doch dem Sohn sie auszustreuen, das wird eine angenehme, zeittödtende Arbeit sein, zu der Niemand ein besserer Rathgeber sein kann, als Sie, Herr Baron. Während Sie aber mit dem König neue Feste ersinnen, neue goldstrahlende Paläste und Märchen entwerfen, werde ich regieren und dem König die Last der Staatsgeschäfte tragen helfen. Sie helfen

*) Gibbon. History of the decline and fall of the Roman empire.

dem König Millionen austreuen, ich werde bemüht sein, immer neue einzusammeln.

Und hoffentlich werden einige Tropfen dieses Goldregens immer auch in meine Kasse fallen, seufzte Böllnitz. Ich bin dessen gar sehr benöthigt und harre des Goldregens mit einer heißeren Ungeduld als nur jemals die Danae es vermochte. Meine Finanzen sind sehr zerrüttet und mein Hauswirth droht schon, mir mein Mobiliar und meine wenigen Kostbarkeiten zu verkaufen, weil ich ihm seit einem Jahr den Miethszins nicht zahlte. Sie sehen also, daß es für mich eine Art Nothwendigkeit ist, das Haus in der Jägerstraße zu bekommen, auch habe ich so fest darauf gerechnet, daß ich bereits einige Hypotheken darauf aufgenommen und mir von edlen gläubigen Seelen, welche überzeugt sind, daß dieses Haus mir schon gehört, einige Tausend Thaler geliehen habe.

Sie werden dieses Haus haben, sagte Frederisdorf zuversichtlich. Der König wird es Ihnen geben als Belohnung für die Pläne und Entwürfe, die Sie für den neuen Haushalt des Königs gemacht haben.

Sie haben ihm also diese Entwürfe schon mitgetheilt?

Der König hat sie bereits Alle gelesen und ist mit ihnen zufrieden. Die Papiere liegen in seinem Cabinet und bedürfen nur noch der Königlichen Unterschrift.

Ah, wären sie doch erst unterzeichnet, sagte Böllnitz lächelnd. Welch' ein himmlisches Leben aus Tausend und Eine Nacht wird dann hier beginnen und wie wird dann ganz Europa staunen über die Pracht und Herrlichkeit, die wir hier entwickeln werden.

Und wie wird der Finanzminister Boden sich ärgern, wenn er, welcher mit dem verstorbenen Könige Mil-

tionen zusammengescharrt hat, jetzt genöthigt ist, sie wieder herauszugeben und die Befehle und Unterschriften des jungen Königs respectirend, zu unsern Festen und Vergnügungen die Kassen zu leeren, welche er zu ganz anderen Zwecken gefüllt hat.

Dieser Boden, sagte Pölnitz nachdenklich, dieser Boden ist unser gefährlichster Gegner, glauben Sie das mir, welcher sich ein wenig auf die Physionomieen versteht. Ich habe sein Antlitz studirt. Er ist ein entschlossener, kühner Mann, der, wenn er gereizt wird, sogar im Stande wäre dem König Trotz zu bieten. Wir haben wohl alle übrigen Minister gewinnen und unsern Plänen geneigt machen können. Keiner von den Andern wird uns im Wege stehen, keiner wird Feindschaft gegen uns üben, und vorausgesetzt, daß wir sie nicht beseitigen, werden sie uns nicht hindern zu thun, was wir wollen. Ich habe eine Art Compromiß mit ihnen abgeschlossen. Wir werden ihre Wünsche und ihre Wohlfahrt beim König vertreten, sie werden uns dafür frei walten lassen und Alles gut heißen, was wir thun*). Nur den Finanzminister Boden habe ich nicht zu gewinnen vermocht. Er hat meine Anspielungen nicht verstehen, meine Schmeicheleien und verstohlenen Winke nicht begreifen wollen, ich habe ihn weder mit Drohungen, noch mit Freundschaftsversicherungen gewinnen können und alle meine noch so geschickt gezielten Pfeile sind an dem harten Panzer seiner dickhäutigen Ehrlichkeit abgeprallt.

Ah, um Boden dürfen Sie nicht Sorge tragen, rief Frederisdorf lachend. Er ist ein verlornener Mann, der ganz von selber fällt, ohne daß wir nöthig haben

*) König. Historische Schilderung von Berlin. Vol. V. Bd. 2. pag. 7.

ihm einen Stoß zu geben. Der König haßt ihn und wartet nur auf eine Gelegenheit, ihn zu entfernen. Sehen Sie denn nicht, wie er ihn absichtlich vernachlässigt, wie er ihn niemals zu bemerken scheint, niemals das Wort an ihn richtet und niemals mit ihm Conferenzen hält, wie er es doch sonst so häufig mit den übrigen Ministern thut*)? Er hat ihn nicht sogleich aus dem Amte entfernt, weil der König, wie Sie wissen, eine große Pietät hegt für seinen verstorbenen Vater und weil er diesem ein Dementi gegeben haben würde, wenn er den Finanzminister Boden, von dem man weiß, daß er des Hochseligen vertrautester Rathgeber war, und daß der König kein Geheimniß vor ihm hatte, sogleich verabschiedet hätte. Aber beschlossen ist sein Untergang, dessen können Sie gewiß sein. Der König, der ihn gar nicht zu beachten scheint, hängt doch mit seinem Blick über ihm, wie der Adler über dem Lamm, das er verschlingen will; eine einzige unvorsichtige Bewegung und er packt es mit seinen mächtigen Fängen. Und das kann vielleicht heute noch geschehen.

Heute noch? fragte Böllnitz verwundert.

Fredersdorf nickte bejahend. Der König hat heute den Bauplan, welchen Knobelsdorf auf seine Anordnung für das neue Palais der Königin-Mutter entworfen hat, genehmigt. Es soll ein colossales Wunderwerk werden, wie die Welt vielleicht kein zweites aufzuweisen hat, ein Capitol des Nordens, zu dessen Bau indessen vier Millionen erforderlich sein werden**). Nun, der König hat diese Millionen auf zwei verschie-

*) Ebendasselbst pag. 6.

**) Ködenbeck. Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben. Erste Abtheilung pag. 15—16.

dene Kassen angewiesen, auf die General-Kriegskasse und auf die allgemeine Landesbaukasse, und Boden wird genöthigt sein, diese Königlichen Anweisungen zu respectiren. Thut er das, so ist er freilich ein gewissenloser Beamter und der König wird ihn nicht länger im Amte dulden können, thut er es nicht, sondern wagt es, dem Königlichen Machtgebot zu opponiren, so ist er ein Hochverräther, und der König, welcher, wie Sie wissen, unbedingten und schweigenden Gehorsam von allen seinen Dienern und Beamten verlangt, wird ihn nicht länger um sich dulden können. Der König fühlt das selber und als er mir vorher die unterschriebenen Documente zur Beförderung an den Finanzminister gab, sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Das ist eine neue Pille für den Minister Boden. Wir wollen doch sehen, ob er diese auch noch wird verschlucken können.“ Sie sehen also, der gute Mann befindet sich jetzt zwischen zwei Klippen, aus denen er lebendig nicht wieder hervorgehen wird.

Ah, wenn es so ist, sagte Böllnitz sich vergnügt die Hände reibend, dann sind wir unseres Erfolges sicher, dann gehört mir das Haus in der Jägerstraße; dann sind Sie allmächtiger Minister, wenn auch ohne Portefeuille, dann beherrschen wir den Herrscher Preußens und sind die Mächtigsten und Gefürchtetsten in diesem Lande. Ah, mein Freund, zu denken, wie alle diese Höflinge und Schmeichler sich vor uns beugen werden, zu denken, daß wir Beide allein das Ohr des Königs beherrschen und daß er nichts thun wird ohne uns. Feste will ich ersinnen, größer und glänzender als die Feste, welche der große Fouquet in Vaux zu Ehren Ludwigs des Vierzehnten gab und bei welchen jeder Tag ihm vier Millionen kostete, nur werde

ich diese Feste nicht in meinem, sondern in des Königs Namen arrangiren, denn er wird es sein, welcher alle diese Feste bezahlt und nebenher auch alle meine Schulden. Denn ich werde immer wieder neue Schulden machen. Ich werde großmüthig sein, wie Fouquet, verschwenderisch und üppig wie Lucull, und zuletzt, wenn ich mir eines Tages nicht mehr zu helfen weiß, werde ich wenigstens es machen, wie der gute Heliogabal, von dem Sie mir vorher erzählten, ich werde meine Gläubiger, wenn sie unverschämt werden, nicht um ihr Geld betrügen, sondern ich werde sie nur mit Blumen ersticken.

Und ich, der Niedriggeborne, der verlachte Kammerdiener, sagte Fredersdorf mit glühenden Augen, aus denen ein dunkles unheimliches Feuer blitzte, ich, welcher so lange der Diener und der Knecht war, ich werde der Herr sein. Der König liebt mich und er wird an mir immer einen ergebenen, treuen Diener finden, aber durch ihn werde ich ein unerbittlich strenger Herr sein und diese hochmüthigen Vasallen, diese Grafen und Barone, welche achtlos an mir vorübergingen, sie sollen sich jetzt vor mir in den Staub werfen und mich um Gnade anflehen. Aber ich werde unerbittlich sein. Meine Rache wird sie treffen und sie zerschmettern, denn ich besitze das Herz des Königs und sein Mund wird der meine sein.

Auf goldenem, sternenfunkelnden Wagen wollen wir diesen gezähmten Löwen umherziehen, sagte Pölnitz, mit Blüthenhonig wollen wir ihn tränken, mit Nachtigallenzungen ihn füttern, mit Lacrimae Christi seine Füße waschen, und was die kühnste Phantasie und der grandioseste Verschwender nur ersinnen kann, um den Gaumen zu kitzeln, das wollen wir auf seine Tafel setzen. Ah, diese guten Römer, welche junge lebendige

Mädchen in ihre Teiche warfen, damit sie Futter seien für ihre Aale und das Fleisch derselben desto saftiger und weicher würde, diese guten Römer sollen spießbürgerliche, empfindsame und geizige Tugendnarren gewesen sein gegen mich! Ich werde —

Plötzlich verstummte Pöllnitz und starrte nach der Thür hin. In dieser geöffneten Thür des Vorsaals erschien soeben der Finanzminister von Boden, der gehasste Feind, der gefürchtete und jetzt, wie man meinte, zu Grunde gerichtete Gegner.

Ohne Gruß näherte sich dieser Mann mit den ernstesten, ehernen Zügen den beiden Freunden, welche ihn erstaunt und mit fast unverschämten Blicken anstarrten.

Haben Sie die Güte, mich Sr. Majestät anzumelden, sagte er mit kalter Ruhe zu Frederisdorf.

Hat Se. Majestät Sie zur Audienz befohlen? fragte Frederisdorf nachlässig.

Der König hat mich nicht befohlen, aber ich bin gekommen, um in wichtigen Geschäftsangelegenheiten den König zu sprechen. Sagen Sie das Sr. Majestät.

Frederisdorf ging in das anstoßende Kabinet, in welchem der König sich befand. Mit einem triumphirenden, boshaften Blick auf den Finanzminister kehrte er zurück.

Der König läßt Ihnen sagen, wenn er mit Ihnen sprechen wollte, würde er Sie rufen lassen! Das sind die eigenen Worte des Königs*)! Richten Sie Sich also künftig darnach.

Das Antlitz des Ministers blieb vollkommen kalt

*) König. Historische Schilderung 2e. Theil V. Band 2. pag. 9.

und ruhig, nur seine Lippen zitterten ein wenig, als er mit fester Stimme sagte: es ist möglich, daß der König mich nicht sprechen will, ich aber habe die dringendste Veranlassung, ihn zu sprechen, und ich beharre darauf, den König um eine Audienz zu bitten, ich verlange es als vereideter Beamter und Minister. Gehen Sie und sagen Sie das Sr. Majestät.

Das sind sehr unehrbietige und stolze Worte, sagte Böllnitz mit seinem süßlichen Lächeln.

Die ich indessen getreulich Sr. Majestät referiren werde, sagte Frederisdorf, wieder in das Kabinet des Königs gehend.

Ich fürchte, Excellenz, Sie werden diese kühne Sprache theuer büßen müssen, flüsterte Böllnitz.

Fürchten Sie nichts, sagte der Minister mit einem verächtlichen Lächeln, ich bin ein zu guter Finanzmann, um nicht vor einer theuren Buße mich bewahren zu wollen.

Frederisdorf kehrte mit finsterem Gesicht zurück. Der König erwartet Sie, Herr Minister, sagte er, an der geöffneten Thür stehen bleibend.

Der Minister ging stolz und aufgerichteten Hauptes durch den Saal zu der Thür hin. An Frederisdorf vorübergehend, warf er auf diesen einen Blick stolzer Verachtung, den dieser mit einem schadenfrohen, höhnischen Lächeln erwiderte.

Der Fuchs ist gefangen, flüsterte Frederisdorf, als er die Thür des königlichen Kabinetts hinter Boden schloß.

Sie glauben? seufzte Böllnitz. Es beunruhigt mich ein wenig, daß der König ihn angenommen hat.

Fürchten Sie nichts. Es ist ohne Zweifel geschehen, um ihn sofort seines Amtes zu entsetzen. Des Königs Augen schossen Blitze und seine Stirne, welche sonst

immer so klar und heiter ist, war bewölkt. Das bedeutet ein nahendes Unwetter. Möge es sich also über Bodens Haupt ergießen.

Ja, möge es das. Kommen Sie und lassen Sie uns ein wenig den Verlauf des Gewitters beobachten. Es giebt nichts Lehrreicheres, als solches Studium eines königlichen Unwetters.

Nun denn! Studiren wir es!

Und die beiden Hofleute schlichen leise auf den Zehen, zu der Thür des Kabinetts hin und schoben leise und vorsichtig die Falten der Portiäre ein wenig auseinander, um nicht blos hören, sondern auch sehen zu können.

II.

Der König und der Finanzminister.

Der König empfing den eintretenden Finanzminister mit einem stummen, ernstem Kopfsneigen. Er stand an seinen Schreibtisch gelehnt, mit ineinander geschlagenen Armen und seine großen Augen waren mit einem scharfen, durchbohrenden Ausdruck auf das Antlitz des Herrn von Boden gerichtet. Aber Boden wich dem königlichen Adlerblicke, der wohl im Stande war, den Kühnsten zu verwirren, nicht aus, er schlug seine Augen nicht nieder und nichts an ihm verrieth Verwirrung oder Angst.

Sie haben darauf bestanden, mich zu sprechen, sagte der König mit strengem Ton, lassen Sie also jetzt hören, was Sie mir zu sagen haben.

Sehr viel, Ew. Majestät, und ich werde die Geduld und Nachsicht meines Königs sehr zu beanspruchen haben, denn ich fürchte, daß das, was ich zu sagen habe, Ew. Majestät etwas trocken und langweilig erscheinen möchte.

Reden Sie. Ich werde selber ermessen, wie weit ich Ihnen meine Geduld und Nachsicht bewilligen kann.

Ew. Majestät sind ein edler, feuriger, gelehrter Herr. Ew. Majestät sind außerdem jung und die Jugend hat immer den schönen und kühnen Willen, auch das Alte, Bestehende zu verjüngen und die Welt einen Schritt vorwärts zu rücken. Ew. Majestät will das, kann das und — muß das thun. Denn Gott hat Ihnen nicht allein die Macht, sondern auch den Geist und die Kraft dazu verliehen. Ew. Majestät werden daher Vieles ändern, Vieles neugestalten wollen, die alte Zeit wird der neuen, glanzstrahlenden weichen müssen. Ich begriff das, als ich meinem jungen König zuerst in's Auge schaute, in dieses Auge, in welchem für Preußen eine große und glorreiche Zukunft geschrieben steht. Ich begriff, daß wir alle, die wir dem hochseligen König gedient, vielleicht nicht würdig und nicht jung genug erscheinen möchten, um die Umwandlungen und Veränderungen auszuführen, welche der Königliche Nachfolger Friedrich Wilhelms des Zweiten beschließen möchte. Ich erwartete also meine Entlassung, — aber sie kam nicht. Ew. Majestät entsetzten mich nicht meines Amtes, und ich gestehe Ew. Majestät, ich empfand eine lebhafte Freude darüber. Ich sagte zu mir selbst: Der König will also nicht umstoßen, sondern nur verbessern, und wenn er glaubt, das mit uns zu können, nun so wollen wir mit heiligem Eifer ihm dienen und seinen Willen vollführen. Ich kenne die geheime Maschinerie des Staats-

hausshaltes, der hochselige König hatte kein Geheimniß vor mir. Ich werde dem jungen König diese Geheimnisse sagen, ich werde ihn vertraut machen mit dieser so complicirten, so weitverzweigten Maschinerie, ich werde die Ehre haben, ihm meine Kenntniß der Verwendung aller Staatseinkünfte mitzutheilen, also das Glück haben, meinem König und meinem Vaterlande noch einige nützliche Dienste zu erweisen.

Das sind sehr freundliche und vielleicht auch gut gemeinte Anerbietungen, welche Sie mir da machen, sagte der König mit einem leichten Lächeln. Indessen bedarf ich zum Glück derselben nicht. Ich weiß bereits Alles, was ich wissen muß, und da ich unter den Papieren meines Vaters alle General-Stats der Staatskassen gefunden habe, so geht daraus hervor, daß ich sehr genau weiß, was ich einzunehmen, aber auch was ich auszugeben habe. Außerdem aber ist diese ganze Sache nicht so wichtig, daß ich mich darüber in weitläufige Details einlassen will, zudem ist meine Zeit beschränkt und ich habe Wichtigeres und Besseres zu thun, als über die Finanzen zu sprechen.

Nein, Majestät, rief der Minister lebhaft, Ew. Majestät haben nichts Wichtigeres und auch — nichts Besseres zu thun. Die Finanzen, das sind die Pulsadern in dem Körper des Staats und der ganze Organismus wird erkranken und absterben, wenn diese einen stockenden und unregelmäßigen Schlag haben.

Nun, so muß man ihnen zur Ader lassen, rief der König lachend, und das werde ich thun. Ich bin der Arzt dieses Staatskörpers, Sie sind weiter nichts als mein Chirurg; wenn ich also einen Aderlaß nöthig halte, so werden Sie die Ader schlagen und so viel goldenes Blut heraus fließen lassen, als mir gut dünkt und als ich bedarf.

Nein, das werde ich nicht thun, Majestät, sagte Boden fest. Ew. Majestät kann mich alsdann fortjagen, aber Sie können mich nicht zwingen, zu thun, was wider mein Gewissen ist.

Boden! rief der König mit so gewaltigem, zürnendem Ton, daß selbst die beiden horchenden Höflinge erbeben und sich erblassen fühlten.

Dieser Mann ist schon eine Leiche, flüsterte Pöllnitz.

Ich rieche schon bis hierher den erfreulichen Duft seiner Leiche. Wir werden ihn begraben und seine lachenden Erben sein.

Sehen Sie nur, sehen Sie nur diese fürchterlichen Blicke des Königs, flüsterte Frederisdorf. Seine Augen zerschmettern diesen Uebermüthigen, wie der Blitz des Zeus die Titanen zerschmetterte. Ja, Sie haben Recht, der Herr von Boden ist ein tochter Mann; der König ist in so fürchterlichem Zorn, daß er nicht die Kraft hat zu sprechen.

Doch, er öffnet eben den Mund. Hören wir.

Boden, sagte der König nach einer langen Pause, Sie vergaßen, daß Sie mit dem Sohn und nicht mit dem Vater sprachen. Sie waren der Liebling Friedrich Wilhelms, aber Sie sind der meine nicht und ich werde daher eine so rücksichtslose und vertrauliche Weise nicht dulden. Vergessen Sie das nicht und jetzt reden Sie weiter.

So lange ich noch im Amte bin, sagte der Minister mit einer leichten Verbeugung, so lange ist es meine erste und heiligste Pflicht, Ew. Majestät frei und offen meine Meinung zu sagen, und verzeihen Ew. Majestät, Ihnen nach meinen besten Kräften und Einsichten meinen Rath zu ertheilen; nachher steht es in dem Ermessen Ew. Majestät, ihn zu verwerfen und anders zu verfahren und zu handeln, als es der

bisherigen Verfassung der Staatsverwaltung angemessen ist.

Die erste und nächste Pflicht eines Dieners ist, seinen Rath nur dann zu ertheilen, wenn sein Herr denselben verlangt. Ich aber habe denselben nicht begehrt und Sie hätten sich daher dieser unnützen Mühe überheben können.

Sw. Majestät haben meinen Rath nicht begehrt, das ist wahr, sagte der Finanzminister mit einem bittern Lächeln. Sw. Majestät haben sich nur dann meiner erinnert, wenn es galt, mir Befehle zu geben zur Ausleerung irgend einer königlichen Kasse. Sw. Majestät vermeinten des Finanzministers nicht zu bedürfen, da Sie die General-Stats besaßen. Aber diese kennt jeder der übrigen Minister auch und doch wären sie nicht im Stande, darnach die Verwendung der königlichen Einkünfte zu beurtheilen und zu sagen, nach welchen Verhältnissen diese, den Kräften des Staats gemäß, zu verwenden sind. Dies, mein König, bedarf noch einer besonderen Kenntniß, einer besonderen Einsicht und ich als Finanzminister darf mich rühmen, diese vor den andern Ministern voraus zu haben.

Des Königs Stirn legte sich in immer drohendere Falten, seine Gestalt richtete sich immer stolzer, gebietender empor.

Das Alles mag sein, sagte er ungeduldig. Aber ich bin nicht Willens, mir für meine Handlungen einschränkende Gesetze vorschreiben zu lassen. Auch werde ich nicht, wie mein Vater, glanzlos und sparsam leben und nur darauf bedacht sein, Millionen zusammen zu scharren.

Das that der König nicht, rief der Minister lebhaft. Der König sparte, aber er scharrete nicht zusammen, und wo es Noth that, wußte er wahrhaft

Königlich und mit vollen Händen zu geben. Das beweisen die lithauischen Provinzen, das beweisen die Städte und Dörfer, welche er dort aus Schutt und Trümmern wieder erbauen ließ, das beweisen diese halbe Million glücklicher Menschen, welche in Frieden und Freudigkeit jetzt dort lebt, wo vormals eine von Pest und Noth verheerte Wüste war. Mehr als drei Millionen Thaler hat der König für Litthauen ausgegeben, indeß er freilich hier in seinem eigenen Schlosse mit ängstlicher Sorgfalt den Küchenzettel seiner eigenen Königlichen Tafel überwachte. Nein, der König hat nicht nur Millionen zusammengescharrt, er hat sie auch würdig auszugeben verstanden.

Dieser Mensch muß wahnsinnig sein, flüsterte Pölnitz fast mitleidig. Er wagt es, den verstorbenen König auf Kosten seines Nachfolgers diesem in's Angesicht zu loben. Das ist eine Tollkühnheit und Dummheit, die ihm den Hals brechen muß.

Der König hat sich von ihm abgewendet, sagte Fredersdorf, sehen Sie, er geht zum Fenster hin und schaut hinaus. Er will offenbar sich selber Zeit geben, seinen Zorn zu bemeistern und die Lust zu bezwingen, diesen Unverschämten mit eigenen hohen Händen zur Erde zu schleudern.

Wissen Sie, sagte Pölnitz lachend, daß ich im Stande wäre, diesem Boden Hundert Flaschen Champagner aus dem Keller meines Hauses in der Jägerstraße zu geben, wenn ich dafür die Freude haben könnte, zu sehen, daß der König ihn mit eigener Hand bestrafte?

Der König wandte sich jetzt wieder dem Minister zu, welcher ruhig und wie ein Mann, welcher auf Alles gefaßt, zu Allem resignirt ist, ihm entgegen sah. Wie die Höflinge da draußen, glaubte auch er, daß des Königs Zorn ihn jetzt zerschmettern werde.

Aber Friedrichs Antlitz war ruhig, fast heiter, und ein wunderbarer, milder Glanz leuchtete aus seinen Augen.

Nun, sagte er sanft, wenn Sie meinen Vater so sehr loben, weil er es auch verstand Millionen auszugeben, so werden Sie auch mit mir zufrieden sein. Denn ich werde ihm darin nacheifern. Ich werde damit anfangen, meinen Hofstaat auf einen wahrhaft königlichen Fuß zu setzen und so zu leben, wie es eines Königs von Preußen würdig ist. Schon sind die nöthigen Vorkehrungen dazu getroffen und auch ein detaillirter Plan ist schon dazu bereit. Dort auf dem Tische liegt er und ich werde ihn noch heute unterzeichnen.

Darf ich ihn lesen, Majestät? fragte Boden, zu dem Schreibtisch tretend.

Der König nickte. Boden nahm das Papier und überschlug es mit hastigen Blicken, während der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit hastigen Schritten auf- und abging.

Ich finde, daß der König merkwürdig langmüthig und geduldig ist, murmelte Fredericksdorf. Es ist sonst nicht in seiner Weise, den Blitz so lange zurückzuhalten, mit dem er zerschmettern will.

Und mit welchem unverschämten Lächeln dieser Mensch da meinen Plan liest, sagte Böllnitz zähneknirschend. Wahrhaftig, man sollte glauben, daß er es wagt, ihn zu verspotten.

Haben Sie gelesen? fragte der König, vor dem Minister stehen bleibend und ihn mit scharfen Blicken beobachtend.

Ja, Majestät, ich habe ihn gelesen.

Nun und was halten Sie davon?

Daß nur der Herr von Böllnitz, welcher bekanntlich

kein Geld, sondern nur Schulden kennt, einen solchen Plan entwerfen konnte, einen Plan, zu dessen Realisirung es nicht blos preußischen Geldes, sondern einer Goldquelle aus Taufend und eine Nacht bedürfe.

Ah, ich werde diesem Unverschämten den Hals brechen, das schwöre ich, murmelte Böllnitz.

Ueber des Königs Antlitz war ein unmerkliches Lächeln geflogen. Sie billigen diesen Plan also nicht? fragte er.

Sw. Majestät, wir haben keine Kassen, auf welche diese Gelder angewiesen werden könnten, und wenn Sw. Majestät sich auch entschließen wollen, die zu einem solchen Hofstaat nothwendigen Summen aus dem Staatschatz zu entnehmen, so würde auch dieser schon binnen des ersten Jahres erschöpft sein.

Nun, lassen wir jetzt den Plan und sagen Sie mir zuvörderst, wie steht es mit den Anweisungen zu dem Schloßbau für die Königin-Mutter? Sie haben meine Instructionen erhalten?

Ich habe sie erhalten.

Und Sie haben die Gelder angewiesen?

Nein, Majestät, ich kann es nicht.

Wie? Sie können es nicht, wenn ich, Ihr König und Ihr Herr es gebiete? rief Friedrich mit donnender Stimme.

Boden verneigte sich ehrfurchtsvoll. Majestät, es giebt noch einen höhern Herrn, das ist mein Gewissen. Mein Gewissen aber verbietet mir, diese Summen aus den, von Sw. Majestät bezeichneten Kassen zu entnehmen. Es sind vier Millionen, welche Sw. Majestät fordern, und Sie verlangen, daß diese von Kassen geliefert werden, welche zur Erhaltung der ganzen Armee und zur Unterstützung nothleidender und von Unglück getroffener Städte und Ortschaften bestimmt sind. Ich

erkenne es an, daß der Hof des hochseligen Königs ein wenig zu dürftig eingerichtet war und daß Ew. Majestät hier Aenderungen für nothwendig erachten mögen, wenn aber dazu solche zu andern Zwecken bestimmte Fonds verwandt werden sollen, so werden Ew. Majestät entweder Ihre Unterthanen mit neuen Steuern belasten, oder die Armee vermindern müssen.

Meine Armee vermindern! rief der König lebhaft. Nimmermehr wird das geschehen.

So geruhen Ew. Majestät, wenn durchaus der Bau eines Schlosses nothwendig ist, die Summen dazu aus der Königl. Schatzkammer zu entnehmen. Sie enthält, wie Ew. Majestät wissen, sieben Millionen preußische Thaler, und da kein Krieg in Aussicht steht, so dürfen Ew. Majestät es wohl wagen vier Millionen von diesen sieben zu einem Schloßbau zu verwenden.

Nein, das geht nicht an, mein Herr. Diese Millionen sind schon zu anderen Zwecken bestimmt. Sie sollen aus den von mir bezeichneten Kassen entnommen werden.

Ich hatte schon die Ehre Ew. Majestät die Folgen eines solchen Verfahrens zu bezeichnen. Da Ew. Majestät aber erklären, die Armee nicht verringern zu wollen, so bliebe denn nur noch übrig, dem Volke neue Steuern aufzuerlegen.

Nun, thun wir das, sagte der König nachlässig. Sie geben mir das Geld aus den bezeichneten Kassen, dann schreiben wir eine neue Steuer aus, und diese möglichst einträglich zu ersinnen, das ist Ihre Sache!

Der Minister sah den König mit einem schmerzlichen Erstaunen an und ein tiefer Kummer malte sich in seinen Zügen.

Wenn es so ist, Ew. Majestät, sagte er mit zitternder, tiefbewegter Stimme, dann ist für mich die Stunde der Entscheidung gekommen und ich weiß, was ich zu thun habe. Ich bin nicht mehr jung genug, Majestät, um die Lasten eines Portefeuilles zu ertragen; ich gehöre noch der alten steifen Zopfzeit an und meine Ideen sind nicht die Ideen dieser neuen, jungen Zeit. Ich bitte also Ew. Majestät in Demuth und Ergebenheit, mich aus meinem Dienste zu entlassen. Hier sind die Papiere, welche die Anweisungen für den Schloßbau enthalten. Ew. Majestät wird leicht einen Andern finden, welcher Ihre Befehle vollführt. Ich bin diesem Posten eines Finanzministers nicht mehr gewachsen. Ich bitte also um meinen Abschied, Majestät.

Endlich! rief der König mit strahlenden Augen.

Endlich! wiederholte Pölnitz. Ja, wahrhaftig, es hat lange gedauert, ehe dieser zähe Mensch sich dazu entschließen konnte.

Nun, sagte ich Ihnen nicht, daß der König durchaus eine Gelegenheit suchte, Boden los zu werden? fragte Frederisdorf triumphirend. Aber hören wir weiter.

Nicht doch, mein Freund. Wozu noch Weiteres hören. Boden hat seinen Abschied gefordert und der König hat ihn angenommen, das wissen wir.

Ich gestehe, daß mir der Rücken weh thut von dieser ewig gekrümmten Stellung. Ich bedarf der Erholung und werde hingehen, eine Flasche Champagner auf das Wohl des neuen Finanzministers zu leeren.

Nicht doch. Der König fragte nach Ihnen, als ich Boden zum zweiten Male meldete. Er befahl, daß Sie und ich hier im Vorfaal bleiben und warten

offen, bis er rufen würde, da er Wichtiges mit Ihnen zu reden habe.

Ohne Zweifel will er mir heut die Schenkungsacte meines Hauses übergeben, sagte Pöllnitz lächelnd. Warten wir also hier. Sehen Sie, dort in der letzten Fensterische stehen ein Paar sehr einladende Lehnstühle. Ergreifen wir Besitz von ihnen.

Er nahm den Arm des Geheimen Kämmerers und ging mit ihm zu den bezeichneten Sitzen hin.

Endlich! hatte der König gesagt, als der Finanzminister von Boden seinen Abschied forderte, dann nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: mir scheint, Sie haben ein wenig lange gezögert, Ihren Abschied zu fordern.

Es ist wahr, sagte Boden traurig, ich hatte wohl schon Veranlassung diesen Schritt früher zu thun. Aber ich hoffte immer noch, meinem König nützlich zu sein.

Und diese Hoffnung soll Sie nicht betrogen haben, sagte der König, auf Boden zuschreitend und ihm die Hand auf die Schulter legend. Ich kann Ihnen den geforderten Abschied nicht bewilligen.

Der Minister blickte erstaunt zu dem König empor. Das Antlitz Friedrichs war jetzt von einer wunderbaren Schönheit. Ein Ausdruck tiefer Rührung und sanfter Güte sprach aus seinen edlen Zügen, seine großen, lichtblauen Augen strahlten in einem milden, wohlthuenden Glanz und ein sanftes, gütvolles Lächeln umspielte seine Lippen.

Wie? Ew. Majestät wollen mir meinen Abschied nicht geben? fragte Boden.

Nein, denn es wäre sehr thöricht, mich eines so edlen und treuen Dieners berauben zu wollen, sagte der König mit diesem milden und innigen Ton, der

niemals verfehlte die Herzen Derer, die ihn hörten, zu treffen, und der jetzt Thränen der Rührung in des Ministers Augen drängte. Sehr thöricht wäre es, fuhr der König fort, einem Minister seinen Abschied zu geben, weil er gethan, was ich gefordert, weil er die Interessen meiner Unterthanen über meinen eigenen Willen gestellt, weil er selbst meinem Zorn getrogt hat, um seinem Gewissen Genüge zu thun. Nein, Boden, ich bin nicht ein so großer Verschwender, um einen solchen Schatz von mir werfen zu wollen. Aber damit Sie Ihren König auch recht erkennen, will ich Ihnen jetzt ein Geständniß machen. Man hatte Sie bei mir verleumdet und mich mißtrauisch gegen Sie gemacht. Man schrieb es Ihnen wie Eckardt zur Last, daß das Volk hungerte, während der Staatschatz gefüllt war, man nannte Sie einen käuflichen Schmeichler, der unbedingt, um in seinem Amte zu bleiben, den Willen des Königs vollführte, wie ungerecht dieser immer sein möchte. Ich wollte Sie also prüfen, Sie auf die Probe stellen, um zu sehen, ob man Recht gehabt, oder ob man Sie verleumdet habe. Ich behandelte Sie daher geringschätzig, ich gab Ihnen Aufträge, deren Erfüllung Sie bedrücken mußte, ich belastete Ihre Rassen auf eine ungebührliche Weise. Ich wollte wissen, ob Sie nur mein gehorsamer Diener, oder ein redlicher Mann sind. Nun, Sie haben mich lange auf dieses Wissen warten lassen und Ihre Langmuth und Geduld ist groß gewesen. Heute wagte ich den letzten Schritt und bei Gott, hätten Sie auch dies Mal meine ungerechten und unweisen Instruktionen vollführt, so würde ich Sie nicht allein Ihres Amtes entsetzt, sondern ich würde Sie streng zur Rechenschaft gezogen haben, denn Sie wären dann ein unredlicher Beamter gewesen, und um dem König

schmeichlerisch zu dienen, würden Sie Sich versündigt haben an meinem Volk, an meinen Unterthanen, deren Wohl mir heilig ist und welche nicht mit neuen Abgaben belastet werden sollen. Gelobt sei Gott, daß ich sagen kann, ich habe meine Bestimmung erkannt! Möchten es alle Fürsten thun! Möchten sie auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen, so würden sie dann sehen, daß dieser Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich durchaus nicht zu Slaven eines einzigen Menschen gestempelt haben, um ihn desto furchtbarer und mächtiger zu machen, daß sie sich durchaus nicht einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein, sondern, daß sie sich denjenigen unter ihnen erlesen haben, den sie für den Gerechtesten gehalten haben, um sie zu regieren, für den Besten, um ihnen Vater zu sein, für den Menschenfreundlichsten, um bei ihrem Unglück mitzufühlen und sie aufzurichten, für den Muthigsten, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, für den Weisesten, um sie nicht zu ungelogener Zeit in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln. Den Mann endlich, der ihnen am geeignetsten schien, den Staatskörper zu vertreten und dem die souveraine Macht zur Stütze der Geseze und der Gerechtigkeit dienen sollte, nicht aber zum Mittel, um ungestraft Verbrechen zu begehen und unwürdige Tyrannie auszuüben*). — Das ist meine Ansicht von dem Beruf eines Fürsten, so will ich ihn erfüllen und darin sollen Sie mir beistehen, Boden!

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Posth. T. 6. pag. 48.

In des Ministers Augen standen Thränen freudiger Rührung, edler Begeisterung. Er neigte sich über die dargereichte Königliche Hand und küßte sie. Oh, sagte er mit Innigkeit, wie gnädig ist Gott meinem Vaterlande gewesen, daß er ihm einen solchen Fürsten gegeben hat.

Sie wollen also nicht mehr Ihren Abschied? fragte der König lächelnd, Sie sind es zufrieden, mir noch länger zu dienen, vorausgesetzt, daß ich meine Armee nicht verringere und meinen Unterthanen keine neuen Steuern auferlege?

Ich werde glücklich und stolz sein, meinem Könige noch länger dienen zu dürfen, sagte Boden tief gerührt.

Aber ich sage Ihnen, es wird dies kein leichter Dienst sein und auch kein so bedeutsamer und wichtiger, wie die Herren Minister vielleicht gedacht haben. Ich werde alle meine Minister sehr in Anspruch nehmen, sehr viel Arbeit von ihnen verlangen, aber auch ich selbst werde sehr viel arbeiten, denn ein müßiger Fürst, dünkt mich, ist ein Geschöpf, das der Welt sehr wenig nützt. Ich will meinem Jahrhundert wenigstens so viel dienen, als ich irgend kann*). Aber ich will es allein, unabhängig, selbstständig thun. Meine Minister werden daher nur die ausführenden Werkzeuge meines bestimmenden und lenkenden Willens sein. Sie werden sehr viel Arbeit, aber wenig Einfluß haben, denn ich werde niemals einen Günstling haben und niemals einem Willen folgen, außer dem meinen. Aber ich werde immer fordern, daß sie mir ihrer Uebersetzung gemäß auf meine Fragen antworten und daß sie mich darauf aufmerksam machen, wenn ich aus

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Voltaire.

Uebereilung oder aus Irrthum in einen Fehler verfallen möchte.

Ich werde das thun, so wahr mir Gott helfen und die Kraft verleihen wird, meinem König und meinem Vaterlande treu und erfolgreich zu dienen, rief Boden tiefbewegt.

Wir sind also einig, sagte der König freundlich. Sie bleiben mein Finanzminister. Hätten Sie Ihre Entlassung nicht gefordert, so würde ich sie Ihnen gegeben haben, denn ich würde dann gesehen haben, daß Diejenigen, welche Sie verleumdten, Recht hatten, und daß Ihnen nur daran lag, um jeden Preis Minister zu bleiben. Sie haben mir aber bewiesen, daß Sie ein redlicher Mann sind und darum bleiben Sie, was Sie sind, mein Finanzminister. Aber, fuhr der König fort, und jetzt nahm sein leicht bewegliches Gesicht wieder einen eigenthümlichen, innigen und erhabenen Ausdruck an, ich habe Sie nicht bloß als einen redlichen Beamten erkannt, sondern auch als einen unerschrockenen, kühnen und wahrheitsliebenden Mann, als einen treuen Freund, als einen Unterthanen, der für empfangene Wohlthaten dankbar ist und seinen König nicht aufhört zu lieben, selbst wenn dieser schon gestorben ist. Sie haben den Muth gehabt, den verstorbenen König zu vertheidigen, als sein Nachfolger ihn zu tadeln schien. Dafür kann Ihnen der König nicht danken, sondern nur der Sohn, indem er zu Ihnen sagt: komm an mein Herz, Du treuer und edler Diener meines Vaters. Komm und laß Dich umarmen! Wir Könige sind zu arm, um die Treue und die Liebe anders zu belohnen, als mit Liebe.

Der König breitete seine Arme aus. Boden warf sich mit einem Ausruf des Entzückens an seines Königs Herz und weinte laut.

Nun, sagte Friedrich nach einer langen Pause, wir kennen uns also jetzt und wissen, was wir von einander zu halten haben, und das ist immer schon ein großer Gewinn in dieser Welt voll Verstellung, Heuchelei und Tücke. Auch will ich Ihnen sogleich einen Beweis geben, daß ich mein Ohr nicht den vernünftigen Rathschlägen meiner Minister verschließen will, und ihren begründeten Vorstellungen sogar meine persönlichen Wünsche zu opfern bereit bin. Ich werde dieses Palais für die Königin-Mutter nicht bauen lassen. Sie haben mir bewiesen, daß keine unserer Kassen mit diesen Ausgaben belastet werden kann, und ich kann nicht vier Millionen zu einem Schloßbau aus dem Staatsschatz entnehmen, der bald zu ganz anderen und wichtigeren Zwecken gebraucht werden wird. — Aber in dem königlichen Haushalt werden einige Aenderungen nothwendig sein, und wünsche ich ihn glänzender, mehr der Würde eines Königs angemessen. Nehmen Sie also diese Entwürfe und Pläne mit sich. Streichen Sie davon das Ueberflüssige, sehen Sie zu, wie viel davon bleiben kann und sagen Sie mir, auf welchen Etat wir diese Mehrausgaben setzen können*).

III.

Die enttäuschten Höflinge.

Während der König seinem Minister die köstlichen Entwürfe des Baron von Böllnitz übergab, saß dieser

*) König. Schilderung von Berlin. Theil V. Bd. 2. pag. 15.

in lächelnder Sicherheit mit seinem Freunde Fredericksdorf draußen im Vorfaal und unterhielt sich mit ihm von der herrlichen, freudvollen und goldstrahlenden Zukunft, und von den Festen insbesondere, welche er in seinem Hause in der Jägerstraße geben werde.

Aber jetzt endlich öffnete sich die Thür des königlichen Kabinetts und der Finanzminister trat wieder in den Vorfaal. Pöllnitz und Fredericksdorf standen auf, aber nicht um ihn zu begrüßen, sondern um mit einem kalten und geringschätzenden Lächeln an ihm vorüberzugehen und sich dem Kabinet des Königs zu nähern.

Plötzlich erstarb das Lächeln auf Pöllnitz Lippen, sein Auge ward starr und er blieb mitten im Saal, gerade vor dem Minister stehen.

Was sind das für Papiere, welche Sie da haben? fragte er athemlos, seine Hand hastig ausstreckend, als wolle er diese Papiere den Händen des Finanzministers entreißen.

Boden wehrte ihn mit verächtlichem Achselzucken zurück. Es sind Papiere, welche mir Se. Majestät übergeben haben, damit ich ihren Inhalt prüfen und ermessen soll, ob Vernunft darin, oder ob nur der Unverstand und die Thorheit sie beschrieben haben.

Mein Herr! rief Pöllnitz außer sich, diese Papiere — aber er verstummte, denn eben öffnete sich wieder die Thür des Kabinetts und der König selber trat in den Vorfaal.

Sein Auge überflog wie ein flackernder Blitz die drei Herren; er schien in ihren Mienen die Gedanken ihrer Seele gelesen zu haben, denn er lächelte und warf einen spöttischen Blick auf Pöllnitz, welcher mit Mühe seinen Zorn hinunter würgte.

Noch Eins, Herr Minister, sagte der König, ich

habe noch vergessen, daß ich Ihnen eine kleine Ueerraschung zugebracht habe. Sie sind, wie ich weiß, nicht reich, obwohl Sie Finanzminister sind, und man hat mir gesagt, daß Sie nur beschränkt und kaum Ihres Ranges würdig wohnen. Wir müssen das ändern und ich weiß glücklicher Weise ein Haus, von dem mir sogar der Baron von Pöllnitz gesagt hat, daß es anständig und eines Edelmannes würdig sei. Ich schenke Ihnen dies Haus mit seinem ganzen Inhalt. Von dieser Stunde an gehört es Ihnen, und Sie, Herr von Pöllnitz, werden jetzt mit Boden gehen, ihm sein Haus zu zeigen, ihn in demselben umherzuführen und ihm alle Vorzüge und Annehmlichkeiten desselben so auseinanderzusetzen und zu rühmen, wie Sie es mir so oft gethan.

Herr von Pöllnitz stand bleich, zitternd und ganz verwirrt da. Ich weiß nicht, von welchem Hause Ew. Majestät sprechen, stammelte er, und von welchem Hause ich gesagt haben kann, daß es des Finanzministers von Boden würdig sei.

Nicht des Finanzministers, aber eines Edelmannes, und Boden ist ein Edelmann nicht blos dem Namen, sondern auch der Gesinnung und der That nach, er ist es also ganz werth jenes Haus zu besitzen, welches ich ihm hiermit schenke. Sie kennen es sehr wohl, Pöllnitz, es ist das Haus, welches mein Vater für Eckardt bauen ließ, das schöne Haus in der Jägerstraße, Pöllnitz.

Das Haus in der Jägerstraße, schrie Pöllnitz außer sich, aller Haltung und Rücksicht vergessend, welche die Gegenwart des Königs ihm auferlegte. Nein, nein, Ew. Majestät belieben zu scherzen. Sie meinen nicht das Haus in der Jägerstraße, dieses Haus, welches —

Dieses Haus, unterbrach ihn der König mit zürnendem und strengem Ton, dieses Haus, welches Ihnen selber so wohl gefiel, daß Sie, wie zuweilen thörichte Kinder es thun, die Wirklichkeit mit ihren Träumen verwechselten und sich alles Ernstes einbildeten, dieses Haus gehöre Ihnen schon, blos, weil Sie wünschten, es möchte Ihnen gehören. Ich würde über diese kindische Thorheit lächeln, wenn sie eben nur ein Spiel Ihrer müßigen Phantasie geblieben wäre, aber Sie haben damit nicht nur sich selber, sondern auch Andere betrogen, und das ist ein Vergehen, welches unverzeihlich ist und welches Sie noch heute wieder gut machen werden, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie sofort aus meinem Dienst entlasse.

Ich weiß nicht, was Ew. Majestät sagen wollen, stammelte Pölnitz, ich verstehe nicht, welches Vergehens ich beschuldigt werde und wodurch ich die Gnade meines Königs verwirkt haben soll.

Der König trat heftig einen Schritt auf ihn zu und sein flammendes, zornblitzendes Auge schien den bleichen, zitternden Hösling zerschmettern zu wollen.

Sie wissen sehr wohl, Herr Kammerherr von Pölnitz, von welchem Vergehen unter den vielen, die Sie täglich und stündlich ausüben, ich eben spreche, rief er mit donnernder Stimme. Sie wissen sehr wohl, daß ich davon spreche, daß es Ihnen beliebt hat, dieses Haus in der Jägerstraße, welches ich eben Boden geschenkt, für das Ihrige auszugeben und daß Sie bereits leichtgläubige Leute gefunden haben, welche Ihnen auf dieses Besizthum geborgt haben, und denen Sie also auf eine schnöde und hinterlistige Weise ihr Geld abgeschwindelt haben, ohne nur im Mindesten den Vorsatz und die Möglichkeit zu haben, es Ihnen wiederzuerstatten.

Wollen mir Ew. Majestät eine Bitte erlauben? sagte der Minister Boden, indem er einen gütlichen und mitleidigen Blick auf Pöllnitz warf, der ganz zerschmettert, kaum seiner Sinne mächtig, neben ihm stand. Als der König mit einem stummen Kopfsneigen bejahete, fuhr der Minister fort: Ew. Majestät haben mich eben so überreich und durch Ihre Gnade so glücklich gemacht, daß ich wohl die Verpflichtung und das Recht habe, von meinem Reichthum und meinem Glück Andern zu geben. Der Herr Baron von Pöllnitz hat früher auf Befehl des verstorbenen Königs den Bauplan jenes Hauses, welches Ew. Majestät eben die Gnade gehabt, mir zu schenken, entwerfen müssen, er hat ferner die ganze innere glänzende und geschmackvolle Einrichtung desselben nach seinem Ermessen und seinen Wünschen gemäß, zu besorgen gehabt, und so mag es gekommen sein, daß der Herr Baron glaubte, dieses Haus, welches nach seinem Geschmack und seinen Anordnungen eingerichtet worden, könne nun auch für ihn bestimmt sein. Jedenfalls aber bin ich dem Herrn von Pöllnitz Dank schuldig, denn ich, als ein einfacher und schlichter Mann, würde es nicht verstanden haben, dieses Haus so schön und so geschmackvoll einzurichten. Erlauben Ew. Majestät also, daß ich meinen Dank dadurch abtrage, daß ich jetzt die kleinen Hypotheken, welche der Herr von Pöllnitz auf dieses Haus ausgeschrieben, respectire, und sie auf meinen Namen übertragen lasse.

Der König heftete seine durchdringenden Blicke auf den Kammerherrn, der jetzt schon wieder sich zu erholen begann und das Haupt mit neuem Muth wieder empor richtete.

Was haben Sie auf diesen Vorschlag des Finanzministers zu erwidern? fragte der König.

Daß ich, wenn Ew. Majestät es erlauben, mit Freuden bereit bin, denselben anzunehmen und daß ich den Herrn Finanzminister nur fragen will, ob er nur diejenigen Gläubiger, die ich schon auf das unselige Haus angewiesen habe, anerkennen will, oder auch diejenigen, welche ich noch anzuweisen gedachte?

Oh, rief der König lachend, Sie sind und bleiben ein Narr und zwar ein unverbesserlicher! Wenn der arme Boden auch diejenigen Gläubiger, die Sie noch Ihren alten Gläubigern hinzufügen möchten, befriedigen sollte, so würde dieses Geschenk, welches ich ihm eben gemacht habe, ihn wahrscheinlich in einigen Monaten an den Bettelstab bringen. Nein, nein, lassen Sie es genug sein an diesen Hypotheken-Gläubigern, welche schon vorhanden sind und welche, da sie nur einige Tausend Thaler zu fordern haben, ich Ihnen, Herr Minister, gestatten will, abzufertigen, aber nicht aus Ihrer, sondern aus meiner Kasse! Und damit an dem Geschenk, welches ich Ihnen gemacht, kein Makel hafte, möge der Herr von Pöllnitz sich damit für bezahlt halten für die Mühe, welche er, wie Sie sagen, mit dem Bau und der Einrichtung dieses Hauses gehabt hat. Aber wehe Ihnen, Pöllnitz, wenn Sie mich noch öfter von solchen Thorheiten und Betrügereien hören lassen, wenn Sie nicht endlich dieses leichtfertige, allen Gesetzen und aller Sitte hohnsprechende Betragen aufgeben und sich entschließen, ein ehrbares, würdiges und meinem Diener und Kammerherrn angemessenes Leben zu führen. Es ist das letzte Mal, daß ich für Ihre Thorheit Nachsicht üben will. Lassen Sie mich wieder dergleichen hören, so werde ich unerbittlich und nur ein strenger Richter und König sein!

Ew. Majestät stürzen mich in einen Abgrund der
Friedrich der Große, III.

Verzweiflung, sagte Pöllnitz händeringend. Ew. Majestät verlangen, daß meine Zukunft rein sei und schuldenhell, während die Vergangenheit doch wie ein Alp auf ihr lasten und einen dunklen Schatten über sie ausbreiten wird. Denn wie kann ich es vermeiden, neue Schulden zu machen, wenn ich nicht einmal Geld genug habe, die alten zu bezahlen? Wenn Ew. Majestät daher mir gnädigst behülflich sein wollen, ferner keine Schulden mehr zu machen, so müßten Sie die Gnade haben, meine jetzt bestehenden Schulden, die leider nur zum kleinsten Theil auf das Haus in der Jägerstraße eingetragen waren, zu bezahlen.

Der König ging schweigend einige Male auf und ab, dann blieb er vor Pöllnitz stehen und sagte mit einem feinen Lächeln: Er ist ein so unverschämter und närrischer Mensch, daß man Ihn entweder fortjagen, oder über Ihn lachen muß. Ich will mich aber nur erinnern, daß schon mein Vater und mein Großvater über Ihn gelacht haben und will vorläufig auch nur über Ihn lachen, wie ich über die närrischen Capriolen des lustigen Herrn Raths, meines Affen, lachen muß. Aber selbst der Herr Rath hat gestern Schläge bekommen und ist gestraft worden, weil er mit seinen Affenkünsten gar zu übermüthig wurde. Merke Er sich das, mein Herr Rath Pöllnitz. Seine Schulden will ich dies Mal noch bezahlen, aber wenn es Ihm einfallen sollte, neue zu machen, so werde ich vergessen, daß Er schon der Spaßmacher meines Großvaters und Vaters gewesen, und mich nur daran erinnern, daß ein so leichtsinniger Schuldenmacher nicht mein Kammerherr und Ober-Ceremonienmeister sein kann. Gedenken Sie also daran, Herr Baron von Pöllnitz, und jetzt gehen Sie mit dem Finanzminister nach der Jäger-

straße, um ihm sein Haus zu zeigen*). Sie sind entlassen, meine Herren.

Als die beiden Herren den Saal verlassen hatten, blieb der König eine Zeitlang sinnend und in Gedanken verloren stehen. Er schien es gar nicht zu wissen, daß er nicht allein sei, daß Frederisdorf dort drüben in der Fensternische stand, wohin er sich gleich bei dem Erscheinen des Königs zurückgezogen hatte, und ein verzweifelnder, zitternder Zuschauer der ganzen Scene, welche auch seine Hoffnungen und Pläne zerstörte, gewesen war.

Plötzlich durchschritt der König schnell den Saal und blieb gerade vor Frederisdorf stehen. Seine sonst so leuchtenden und flammenden Augen waren jetzt wie von einer Wolke umschleiert, und ein Ausdruck stiller Schwermuth beschattete sein edles, schönes Angesicht.

Frederisdorf, sagte er mit einer so sanften, milden Stimme, daß das Herz des Angeredeten davon erbehte und eine tiefe Blässe seine Wangen überzog, Frederisdorf, ist es denn wirklich wahr, daß Ihr Alle niemals den Menschen in mir seht, sondern immer nur den König? Daß Ihr niemals ein Herz für Euren Fürsten habt, sondern immer nur Neid, Haß und Zorn, immer nur Böswilligkeit und Hinterlist. Und auch Du, Frederisdorf, auch Du willst so denken, Du, welchen ich geliebt habe, nicht wie ein Herr seinen Diener, sondern wie einen Freund, dem gegenüber ich oft vergessen habe, daß ich ein Fürst war, um nur daran zu denken, daß ich einem Menschen gegenüber stand, der ein menschlich fühlend Herz für meine Sorgen und Schmer-

*) Dieses Haus ist das jetzige Gebäude der Königlichen Bank in der Jägerstraße.

zen hätte und ein wenig Liebe nicht für den Fürsten, sondern für den Menschen in mir hegte? Ach, wollt Ihr denn Alle mich mißtrauisch und kaltherzig machen, wollt Ihr denn Alle daran arbeiten, mein Herz zu Stein zu verhärten, und meine Seele dem Zutrauen und der Liebe zu verschließen? Oh, ein Tag wird kommen, wo sie mich kaltherzig und hart, mißtrauisch und liebeleer nennen werden, und Niemand wird dann sagen, daß Diejenigen, welche ich liebte und denen ich vertraute, mich so gemacht haben!

Erbarmen, Erbarmen, mein König, flehte Fredericksdorf, zu des Königs Füßen niedersinkend. Tödten Sie mich, zermalmen Sie mich mit Ihrem Zorn, nur sein Sie nicht gütig, nicht liebevoll zu mir. Oh, Ew. Majestät wissen nicht, wie ich Sie liebe, wie mein ganzes Leben nur aufgeht in Ihnen, aber ich habe ein wildes und ehrgeiziges Herz, und in dem Durst meines Ehrgeizes genügte es mir nicht, der Diener meines Königs zu sein, ich wollte auch ein mächtiger, einflußreicher Herr sein, ich wollte hoch steigen, um Diejenigen tief unter mir zu sehen, welche jetzt glauben auf mich herabsehen, mich verachten zu dürfen, weil ich nur ein Kammerdiener und kein vornehmer Herr bin. Das, mein König, ist mein ganzes Verbrechen, das ganze reuevolle Bekenntniß meiner Schuld.

Ich weiß es, sagte der König, Du wolltest Deinen Herrn nicht verrathen, Du wolltest nur der Herr Deines Herrn sein. Du wolltest durch mich regieren. Armer Fredericksdorf, glaubst Du denn, daß es ein solches Glück ist, König zu sein? Weißt Du denn nicht, daß diese Königskrone, welche Euch Allen so leuchtend erscheint, doch nur eine Dornenkrone ist, welche man mit ein wenig Kauschgold und Flitterwerk überhangen, und

verziert hat mit Brillanten, die freilich wie Sterne leuchten, aber doch nur Kieselsteine sind? Armer Frederdsdorf, Du bist ehrgeizig. Nun, ich will dieser Schwachheit zu Hülfe kommen, so viel ich kann, aber das gieb auf, meinen Willen beherrschen und Einfluß üben zu wollen auf meine Beschlüsse.

Ein König ist nur Gott verantwortlich, fuhr der König fort, und nur von Gott kann er daher Rathschlüsse und Befehle empfangen, und nur ihm kann er sich unterordnen. Das ist mein Glaube und meine Religion. Ich bin der Diener Gottes, aber der Menschen Herr, und kein Mensch wird Gewalt über mich haben, sondern nur Gott allein. Aber Du sollst mich dennoch lieben, Frederdsdorf, und ich will Deinem Ehrgeiz helfen. Ich will Dir einen Titel geben, Du sollst nicht mehr der Kammerdiener, sondern der Geheime Kämmerer sein, und damit Du nicht blos Diener seiest, sondern auch Herr, schenke ich Dir das Gut Czernikow bei Rheinsberg*). Da wirst Du der Herr Deiner Bauern und Tagelöhner sein und erfahren können, ob es ein dankbares Geschäft ist, zu regieren. Bist Du nun zufrieden, armer Frederdsdorf?

Frederdsdorf vermochte nicht zu antworten. Er preßte seine Lippen auf die dargereichte Hand des Königs und weinte laut.

*) Rödenbeck. Tagebuch 2c. pag. 15

IV.

Ein Brautpaar.

Zubel und Freude herrschte im Hause des reichen Fabrikanten Orguelin. Die stolze Tochter hatte eingewilligt, die Gemahlin des Grafen Rhedern zu werden, sie hatte ihm endlich ihr Jawort gegeben, und der glückliche Vater, ganz entzückt darüber, nun bald der Schwiegervater eines Grafen zu werden, war jetzt damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfest zu treffen, das in seiner Großartigkeit und seiner verschwenderischen Pracht ganz Berlin sollte von sich reden machen. Es sollte ein Fest werden, bei dem die künftige Gräfin Rhedern sich zum letzten Male im Kreise ihrer ehemaligen Freunde zeigte, um auf ewig von ihnen Abschied zu nehmen, denn es verstand sich von selbst, daß die Gräfin Rhedern andere Gesellschaftskreise aufsuchen, andere Freundschaften schließen mußte, als es die Mamsell Orguelin gethan. Herr Orguelin aber wollte seinen Collegen, den Fabrikanten und Kaufleuten, diesen vornehmen und prächtigen Herren zeigen, wer jetzt sein Sohn geworden, er wollte den Neid seiner Freunde erregen und ihnen imponiren durch die fürstliche Pracht seines Hauses.

Aber dieses Alles paßte sehr wenig in die Pläne des Grafen Rhedern. Er hatte sich, Dank seinen Gläubigern und seiner Armuth, wohl dazu entschließen müssen, die reiche Kaufmannstochter zu heirathen, aber er hatte nicht die Absicht und den Willen, in irgend eine Verbindung, einen noch so entfernten Verkehr mit den Freunden und Verwandten seiner Gemahlin zu

treten, und wenn er sich auch entschließen mußte, den reichen Schwiegervater anzuerkennen und ihm die Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes zu zeigen, so war damit noch nicht gesagt, daß er bei seinen Festen erscheinen wollte, um gewissermaßen als prunkender und kostbarer Tafelaufsatz diesen Festen erst ihren Glanz zu verleihen. Er zitterte, wenn er an die Spöttereien und das Hohngelächter der Hofcavaliers dachte, für die es ein unerschöpflicher Gegenstand der Neckereien sein würde, daß er, der Hofmarschall der Königin, der Cavalier von altem Adel, auf einem Fest der Bourgeoisie die Hauptrolle gespielt und mit Fabrikanten und Kaufleuten gegessen und gesprochen, gejubelt und getanzt habe. Das konnte, das durfte nicht sein. Ein Edelmann konnte sich wohl, um der Ehre seines Hauses willen, entschließen, eine Bürgerliche zu heirathen, wenn diese eine Million besaß, aber er durfte sich nicht so weit erniedrigen, sich nun auch als das angeworbene Mitglied ihrer Familie zu betrachten und Notiz zu nehmen von der Verwandtschaft mit diesem oder jenem Bourgeois.

Der Graf Rhedern sann also auf einen Plan, dieses Hochzeitsfest, das ihn in so viele unerwünschte und unbequeme Berührungen mit Leuten „unter seinem Stande“ bringen konnte, zu hintertreiben und den Eclat bei seiner Mesalliance möglichst zu vermeiden.

Mit lächelndem Gesicht und zärtlichem Gruß trat er daher eines Morgens in das glänzende und schöne Boudoir seiner Verlobten, welche eben damit beschäftigt war, mit ihrem Vater die Liste der Hochzeitsgäste aufzusetzen und die Zahl derselben zu bestimmen.

Graf Rhedern setzte sich still neben seiner Braut nieder und hörte mit innerem Grauen alle diese horriblen, barbarischen Namen, welche da auf die Liste

gesetzt wurden, und deren Inhaber niemals bei einem Ritters Turnier oder einem Königlichem Hoffest erscheinen konnten, die also ausgeschlossen waren von den Freuden und Ehren der Welt.

Nun? fragte sein Schwiegervater mit triumphirender Miene: Was sagen Sie zu unserm Fest? Nicht wahr, es wird glänzend und herrlich werden? Die reichsten und angesehensten Kaufleute von ganz Berlin werden dabei gegenwärtig sein, und wenn man uns nach unserm Vermögen abschätzen wollte, so würde man finden, daß da mehr Millionen Thaler beisammen wären, als ganz Deutschland Einwohner zählt. Sie begreifen also, mein verehrter Herr Sohn, daß, um solchen Gästen Ehre zu machen, es besonderer Vorkehrungen, besonderer Maßregeln bedarf, denn es ist nicht so leicht, diesen stolzen Herren zu imponiren und ihr Erstaunen und ihre Verwunderung zu erregen. Mein Gott, Einen von Euch Baronen oder Grafen zu überraschen, das ist sehr leicht und Ihr seid glücklich, wenn man Euch mit Champagner bewirthe, oder Euch von den köstlichen holsteinschen Austern vorsetzt, aber so ein reicher Kaufmann wendet sich noch mit einem verächtlichen Naserümpfen ab, wenn man ihm Schildkröten-suppe oder indianische Vogelnester präsentirt. Und doch will ich meine stolzen Gäste überraschen, doch sollen sie ein Diner finden, wie sie noch Keines gehabt. Ich habe mir dazu zwei der ersten Köche aus Paris verschrieben, sie werden in einigen Tagen hier sein, aber sie haben mir geschrieben, daß sie zu den nothwendigsten Vorbereitungen zu dem Hochzeitsdiner wenigstens vierzehn Tage Zeit bedürfen. Ich zahle ihnen für diese vierzehn Tage ein Honorar, das vielleicht so hoch ist wie das halbjährliche Gehalt eines Königlichem Hofmarschalls oder Kammerherrn. Außerdem werden wir

Feuerwerke haben, Gartenillumination, herrliche Musik, ja, ich habe sogar daran gedacht, eine Bühne aufschlagen zu lassen und eine französische Schauspielergesellschaft zu engagiren, damit sie uns einige Lustspiele vorspiele.

Nur fürchte ich, rief seine Tochter lachend, daß wenige unserer Gäste von diesen französischen Lustspielen ein Wort verstehen werden.

Das mag sein, aber das französische Wesen ist jetzt einmal Mode, und es wird Aufsehen machen, wenn bei uns französisches Theater ist. Aber Sie sagen kein Wort, mein Herr Sohn? Sie seufzen und machen fast ein verdrießliches Gesicht?

Ich seufze, weil Sie dieses Hochzeitsfest so weit hinausschieben wollen.

Ah, das ist eine Schmeichelei für Dich, meine Tochter. Mein Gott, die Verliebten sind immer ungeduldig.

Aber ich seufzte nicht bloß deshalb, weil ich noch auf so lange des Glückes beraubt werden soll, meine theuere Caroline als meine Gemahlin in mein Haus einzuführen, sondern weil ich dadurch auch der Freude verlustig gehe, sie bei einem der größten und glänzendsten Hoffeste, mit welchem die Saison eröffnet werden soll, dem Hofe als meine Gemahlin vorzustellen.

Ein Hoffest soll stattfinden? fragte Caroline Druguelin lebhaft. Der König ist, denke ich, noch immer auf seiner Reise begriffen.

Der König kehrt in einigen Tagen zurück und dann wird, da die Hoftrauer jetzt zu Ende geht, der König seinem Hofe eine glänzende Masquerade geben, die aber zugleich wahrscheinlich die einzige in diesem Winter sein wird.

Eine Maskerade! rief seine Braut. Mein Gott, ich habe noch niemals einer Maskerade beigewohnt.

Und Sie würden hier eine sehr glänzende sehen. Auch hatte mir die Königin-Mutter bereits eine Einladung für meine Gemahlin zugesagt und mich aufgefordert, dieselbe an diesem Tage dem ganzen Hofe zu präsentiren.

Und es ist ganz unmöglich, die Hochzeit ein wenig zu beschleunigen? fragte Caroline ungeduldig.

Ganz unmöglich, sagte Herr Orguelin feierlich.

Und weshalb unmöglich? fragte der Graf mit einschmeichelndem Ton. Könnten wir nicht die Hochzeit früher und das Fest später haben? Könnten wir nicht, wie das so Sitte und Brauch ist in der vornehmen Welt, unsere Vermählung ganz in der Stille begeben, und dann später sie mit einem glänzenden Feste feiern? Diese geräuschvollen Hochzeitsfeste sind zudem ein wenig aus der Mode und man würde bei Hofe denken, der reiche und hochgebildete Herr Orguelin mißachte die Gebräuche des jungen, modernen Hofes und wolle ihm opponiren, indem er die Sitten des vorigen Regime mit Eclat beibehalte.

Da sei Gott vor, daß ich das thun möchte, rief Herr Orguelin entsezt.

Vater, sagte Caroline entschlossen, ich hasse die tobenden Lustbarkeiten, ich verlange eine stille Vermählung. Man soll bei Hofe nicht sagen können, daß die Mamsell Orguelin mit all ihren Bekannten gejubelt habe über das ungeheuerere Glück, die Gemahlin eines Grafen zu werden. Ich will ganz in der Stille vermählt werden. Später mag dann der Herr Graf ein glänzendes Fest geben zur Feier seiner Vermählung, und Du, mein Vater, magst es erwidern, aber meine

Vermählung soll still und geräuschlos sein, wie es sich ziemt und wie es Mode ist.

Herr Orguelin war, wie immer, einverstanden mit dem Willen seiner Tochter, man kam überein die Trauung schon in den nächsten Tagen ganz in der Stille stattfinden zu lassen und sie später im Hause des Schwiegervaters durch ein lucullisches Fest zu feiern.

Bei dem ich alsdann keinesfalls gegenwärtig sein werde, dachte Graf Rhedern, indem er laut seine Zustimmung äußerte.

Mamsell Orguelin sollte also ihre stolzesten Wünsche erfüllt sehen, sie sollte feierlich bei Hofe eingeführt werden und bei dem glänzenden Maskenfeste hatte die Königin-Mutter sich bereit erklärt, sie selber dem Könige vorzustellen.

Es fehlte nun nur noch Eins. Es fehlte nur noch eine glänzende Hostoilette zu diesem wichtigen Tage, und der Graf Rhedern versicherte seufzend, daß es sehr schwer werden würde, dieselbe noch rechtzeitig zu erlangen, nicht wegen der zu der Robe erforderlichen goldbrokatenen Schleppe, sondern wegen eines Schneiders, der dieselbe noch anzufertigen übernehmen könnte.

Belissier, der neue französische Schneider, hat es mir abgeschlagen, nur noch ein Mäntelchen für mich zu machen, sagte der Graf Rhedern, und seine Damen, die jetzigen gesuchtesten Kleidermacherinnen, sind schon seit acht Tagen taub für alle Bitten. Sie nehmen keine neuen Bestellungen mehr an zu dem Maskenfeste, denn sie sind überhäuft, die Gräfin Haake ging zur selben Zeit zur schönen Blanche, als ich zu ihrem Vater ging, und ich begegnete ihr nachher händeringend und in Thränen zerfließend auf der Treppe, denn die stolzen Kleidermacherinnen hatten ihren Bitten und ihrem

Flehen immer nur ein grausames: Unmöglich! entgegen-
gesetzt.

Ich weiß aber, daß Herr Bricker, der Hoffkleider-
macher der beiden Königinnen, mir nicht so antworten
wird, sagte Caroline Drguelin stolz, sondern daß er
mir die nöthigen Kleider machen wird, und müßte er
dazu noch einige Gehülffen annehmen.

Fahren wir also zu Herrn Bricker, sagte ihr Ver-
lobter lächelnd, fahren wir aber sogleich, denn die
Sache hat Eile, und Sie begreifen, daß ich trostlos
sein würde, wenn wir vermählt wären und ich Sie
nicht sofort und bei der ersten geeigneten Gelegenheit
dem Hofe als meine Gemahlin präsentiren könnte.

Ja, die Sache hat Eile, wiederholte Caroline,
indem sie klingelte und das Ausspannen des Wagens
befahl.

Als die beiden Verlobten sich wenige Minuten
später allein im Wagen befanden, wandte sich Caroline
Drguelin mit einem spöttischen Lächeln an den Grafen
Rhedern: die Trauung wird also übermorgen stattfinden?
fragte sie.

Ja wohl, meine theuerste Caroline, übermorgen
werde ich der glücklichste der Menschen sein.

Sie zuckte leicht die Achseln. Ihre Gläubiger
wurden also schon sehr dringend, daß Sie plötzlich
eine so glühende Sehnsucht nach meiner Mitgift be-
kamen?

Meine Gläubiger? fragte der Graf erstaunt. Ich
verstehe Sie nicht, theuerste Caroline.

Sie verstehen mich sehr wohl, sagte sie mit schnei-
dender Kälte, es ist überhaupt Zeit, daß wir uns ein
flür alle Mal verständigen. Wissen Sie also, mein
Herr, daß ich mich weder von Ihren zärtlichen Be-
theuerungen, noch von Ihrer, übrigens vollkommen

gut gespielten Rolle eines ungeduldig Liebenden habe täuschen lassen. Ich bin weder jung noch schön genug, um die Passion eines so ausgezeichneten und noblen Cavaliers, wie es der Graf Rhedern ist, erwecken zu können. Sie sind arm und nur reich an Schulden, Sie bedurften also durchaus einer reichen Gemahlin, und da ich zufällig mehr Geld besaß, als alle die schönen und vornehmen Fräulein von Adel, so entschlossen Sie Sich einen Querbalken in Ihr Wappen aufzunehmen und ihn mit meiner Million Mitgift zudecken. Mit Einem Wort, Sie wählten mich, weil Sie es überdrüssig sind von Ihren Schuldnern gedrängt zu werden und in einem heimlichen glänzenden Elend zu leben, und ich — ich kaufte mir für meine Million den Grafen Rhedern, weil ich dadurch hoffähig ward.

Nun wahrlich, sagte Graf Rhedern mit einem erzwungenen Lächeln, dies sind höchst seltsame, höchst originelle Geständnisse.

Die indessen nothwendig sind, damit wir uns in der Zukunft nicht mit unnützem Komödienspiel abmühen und heucheln, was wir Beide nicht empfinden.

Ich bin Ihnen noch schuldig zu sagen, weshalb ich so sehr wünschte eine sogenannte vornehme, das heißt, eine hoffähige Dame zu werden, denn für so albern werden Sie mich hoffentlich nicht halten, daß ich mir blos deshalb einen Grafen gekauft hätte, um Frau Gräfin titulirt zu werden.

Ich würde diesen Wunsch für keine Albernheit gehalten haben, murmelte der Graf.

Nein, fuhr seine Braut fort, ich wollte Gräfin werden, um dadurch an den Hof zu kommen, um dadurch befähigt zu werden, ein Glück zu genießen, um das mich Tausende beneiden werden, um, gleich der

armen bethörten Motten, so lange das strahlende und glänzende Licht zu umflattern, bis ich mich zu Tode daran verbrannt hätte. Oh, ich sagte Ihnen, daß ich nicht mehr jung sei. Ich habe indeß ein junges Herz, ein jüngeres vielleicht als alle Ihre schönen Hofdamen und Edelsräulein, denn das meine ist nicht abgenutzt und verbraucht worden, das meine ist rein und hart und klar gewesen wie Bergcrystall, bis —

Nun, vollenden Sie, sagte der Graf, als sie stockte, fahren Sie fort in diesen allerliebsten Bekenntnissen, die man sich freilich selten vor, sondern gewöhnlich erst nach der Ehe zu machen pflegt. Sie sprachen von Ihrem Herzen, welches wie Bergcrystall gewesen, bis —

Bis ich den König gesehen hatte, fuhr seine Braut hocherglühend fort, bis ich in diese wunderbaren strahlenden Augen geschaut, bis ich dieses stolze und zugleich so gütige und milde Lächeln gesehen, mit welchem er vom Balkon herab sein Volk begrüßte.

Ach, es war also am Huldigungstage, als Sie den genialen Entschluß faßten, den König zu lieben.

Ja, es war am Huldigungstage, als ich zum ersten Male begriff, wie hoch und stolz, wie strahlend, überwältigend und herzbezwingend ein wahrer Mann sei. Und meine Seele beugte sich in Demuth und Gehorsam vor diesem Titanen mit dem weltgebietenden Blick, und mein Herz schmiegte sich in Anbetung diesem Manne zu Füßen, der so wunderbar zu lächeln und mit seinen Augen so große Dinge zu sprechen wußte. Ach, wäre ich damals, wie Sie, in seiner Nähe gewesen, so würde ich zu seinen Füßen niedergesunken sein und zu ihm gesagt haben: ich nehme Dich an zu meinem Herrn und zu meiner Gottheit. Du bist für mich das Ideal des Mannes und als solches will ich

Dich lieben, rein, groß und wiinschelös. Aber ich war fern, ich konnte nur in meinen Gedanken zu ihm beten. Aber ich beschloß, daß ich eines Tages ihm nahe sein wollte und ich, welche niemals hatte heirathen wollen, ich faßte in diesem Moment den Entschluß, mich zu vermählen, — aber nur an einen hoffähigen Cavalier. Und ich fragte meine Begleiter um die Namen der Cavaliere, welche hinter dem König und den Prinzen standen. Die meisten derselben waren vermählt, aber Sie waren es nicht, und man sagte mir, daß Sie sehr viel Schulden besäßen und sehr wenig Mittel, diese Schulden zu tilgen. An diesem Tage sagte ich zu meinem Vater: ich will den Grafen Rhedern heirathen. Kaufe ihn mir, wie Du mir jüngst dieses wundervolle goldene, mit Brillanten verzierte Nürnberger Spielzeug gekauft hast.

Wirklich, eine sehr schmeichelhafte und sinnige Art der Anschauung, sagte der Graf mit einem erzwungenen Lachen.

Caroline fuhr fort: mein Vater übergab das Geschäft seinem Mäkler, der schon sonst für ihn in allerhand Artikeln Geschäfte gemacht hatte, und sich auch diesmal als ein geschickter Commissionair bewährte, denn Sie sehen, er hat uns die Waare gekauft, nach welcher wir Verlangen trugen und das Geschäft ist abgeschlossen. Jetzt, Herr Graf, werden Sie begreifen, warum ich Ihnen die Bedingung stellte, mir den Zutritt bei Hofe und die Aufnahme als Gräfin zu verschaffen, bevor ich mich entschließen konnte, Ihre Gemahlin zu werden.

Ah, ich begreife vollkommen, sagte der Graf mürrisch, Sie benutzen mich als Brücke, um aus dem Kaufladen in das Königsschloß zu gelangen, so wie ich Sie benutze, um meine Schulden zu bezahlen und ein anständiges, eines Grafen würdiges Leben zu führen.

Ah, jetzt, da wir uns so gut verständigt haben, werden wir uns Beide nicht weiter unbequem sein und ein recht freies und ungezwungenes Leben führen, ohne Einer den Andern im Mindesten zu geniren.

Doch, mein lieber Graf, Sie werden zuweilen eine kleine Gêne durch mich erfahren, sagte die Millionairin, ihre Hand sacht auf die Schulter des Grafen legend. Sie sollen sehen, daß ich Sie durchschaut habe. Es war nicht bloß wegen Ihrer Gläubiger, daß Sie eine so schnelle Vermählung wünschten, sondern mehr noch, weil der Herr Graf es unter seiner Würde hielt, mit Fabrikanten und Kaufleuten ein Fest zu begeben und der Genosse der Bourgeois zu sein. Aber ich sage Ihnen, lieber Graf, ich werde es nie vergessen, daß mein Vater ein Kaufmann ist und daß alle meine Freundinnen die Töchter von Fabrikanten und Kaufleuten sind, ich werde eine dankbare Tochter, eine treue Freundin sein, und ich werde Sie zwingen, meinem Vater Ehrfurcht, meinen Freunden dieselbe Achtung zu beweisen, die ich den Ihrigen niemals versagen werde.

Zwingen! rief der Graf, Sie wollen mich zwingen! So sagte ich, und Sie werden einsehen, daß ich es kann. Hören Sie nur. Mein Vater hat Ihnen versprochen, mir eine Million mitzugeben, wovon indessen Ihre Schulden und meine Aussteuer zuerst bezahlt werden sollten. Nun belaufen sich Ihre Schulden, eingerechnet die Hypothekenablösung auf Ihren Gütern, auf zweimalhunderttausend Thaler, meine Aussteuer beträgt mit der Einrichtung meines Palais und mit meinen Brillanten ebensoviel. Es bleiben uns also nur noch sechsmalshunderttausend Thaler, von denen Sie, unserm Heirathscontract gemäß, den Mitgenuß haben. Aber Sie begreifen, daß die Zinsen dieser

kleinen Capitals für die Tochter eines reichen Kaufmannes nicht genügend sind, um davon anständig leben zu können, und daß, wenn ich den kühnen Wunsch hege, den König in meinem Hause bewirthen zu wollen, ich dazu vielleicht an Einem Abend die Hälfte unseres ganzen Jahreseinkommens bedarf.

Der Graf betrachtete seine Braut mit bewundernden, fast mit ehrfurchtsvollen Blicken. Sie meinen also, daß man mit den Zinsen von sechsmalshunderttausend Thalern nicht leben kann? fragte er.

Ich meine das nicht, ich weiß das ganz gewiß, denn ich habe als Mädchen fast so viel gebraucht. Ah, mein lieber Graf, man bedarf sehr vielen Geldes, um alle seine Launen und Wünsche zu befriedigen. Mein Vater sieht das auch ein und hat mir daher als Nadelgeld eine zweite Million Thaler geschenkt, die indessen in seinem Geschäft verbleibt und von denen ich nur die Zinsen in Monatszahlungen erhalte. Diese Zinsen aber, merken Sie sich das wohl, gehören nicht zu meinem Heirathsgut, sondern sind mein persönlicher Besitz und ich kann damit machen, was ich will, ich kann damit, wenn ich will, Feste arrangiren, Ihre Schulden bezahlen, Ihnen Equipagen und Pferde kaufen, oder ich kann sie meinem Vater schenken, der sie sehr wohl in seiner Handlung benutzen kann. Nun, geben Sie wohl Acht, so oft es Ihnen belieben möchte, die nöthigen und pflichtgemäßen Rücksichten gegen Ihre Gemahlin, deren Vater, oder deren bürgerliche Freunde zu vernachlässigen, werde ich mein Nadelgeld meinem Vater überlassen, und Ihnen bleibt dann die Sorge der nöthigen Zahlungen.

Aber ich werde immer ein zärtlicher und dankbarer Gemahl, ein ergebener Sohn Ihres Vaters sein, rief

der Graf, ganz entzückt durch die Aussicht auf eine zweite Million.

Sie werden wohl daran thun, sagte seine Braut ganz ernsthaft, denn Sie werden dadurch monatlich eine Mehreinnahme von viertausend Thalern haben. Sie sehen, ich bin eine echte Kaufmannstochter und verstehe mich sehr gut auf die Berechnungen. Ich habe mir Sie gekauft und weiß Ihren Werth zu schätzen, aber ich will auch von Ihnen richtig geschätzt und gewürdigt werden, Sie sollen niemals denken, daß Sie mir eine Ehre erzeigten, indem Sie mich zur Gräfin machten, sondern sich immer erinnern, daß mein Vater ein Millionair ist, dessen einzige Tochter und Erbin Sie für Ihre Liebenswürdigkeit, Ihren Grafentitel und Ihren Zutritt bei Hofe bezahlt. Und nun genug von diesen langweiligen Dingen. Sehen Sie, der Wagen hält, wir sind zur Stelle. Nehmen wir also Beide unsere Masken wieder vor, seien wir wieder das schwärmerische Brautpaar, das sich aus reiner Liebe und Zärtlichkeit vermählen will.

Und in der That, Sie verdienen es, daß man Sie liebt, rief der Graf, ihre Hand an seine Lippen drückend. Sie sind das klügste, geistvollste und pikanteste Weib, das ich jemals gesehen, und ich zweifle gar nicht, daß ich mich eines Tages noch bis zur glücklichsten Leidenschaft in Sie verlieben werde.

Armer Graf, sagte sie lachend, an diesem Tage werden Sie sehr zu beklagen sein, denn ich, sehen Sie, ich werde mich niemals in Sie verlieben. Ein Herz, wie das meine, liebt nur Ein Mal und stirbt an seiner ersten Liebe.

Möge dies wenigstens ein recht langsamer Tod sein, sagte der Graf aus dem Wagen springend

und seiner Verlobten beim Aussteigen hülfreiche Hand leistend.

V.

Die Schneiderfamilien,
oder die Capuleti und Montecchi von Berlin.

Herr Bricker stand am Fenster und schaute hinüber nach jenem Hause auf der anderen Seite des Platzes, nach jenem Hause, vor welchem sich ein buntes Gedränge von Wagen, Lakaien, Livreebedienten, schönen Damen und vornehmen Cavalieren befand, die sich Alle mit hastiger Eile und wichtigen, ernstern Mienen in jenes Haus begaben, während die stampfenden Pferde, die glänzenden Carossen, die schwatzenden Jockeys und Lakaien der Rückkehr ihrer Herrschaft harreten. In diesem Hause da drüben wohnte Herr Belissier, der neue französische Schneider, und nur um seinetwillen war da drüben das Gedränge, nur um seinetwillen kamen alle diese vornehmen Cavaliere, nur um seiner Frau und Tochter willen betraten alle diese vornehmen Damen das Haus.

Herr Bricker, welcher am Fenster stand und dem Gedränge da drüben zuschaute, fühlte es wie einen tödtlichen Dolchstoß in seinem Herzen, denn Niemand kam zu ihm und nicht vor seiner Thür sah man solch Gedränge von Equipagen.

Seit der Ankunft des französischen Schneiders war Herr Bricker ein verlornen, ein unglücklicher Mann, gekränkt in seinem Ehrgeiz, in seinen heiligsten Gefühlen,

in seinen gerechten Ansprüchen an die Dankbarkeit der Menschen.

Was half es ihm, der anerkannte Hofschneider zweier Königinnen zu sein. Der Hof ließ doch nicht mehr bei ihm arbeiten, seit er sich geweigert hatte, französische Gesellen zu engagiren, und keine von all' den Damen, die ihm sonst willig die Geheimnisse ihrer Toilette und ihrer Gestalt anvertraut hatten, erinnerte sich jetzt seiner Discretion und seiner Gewandtheit das Fehlerhafte zu verhüllen, das Mangelhafte zu ersetzen. Die undankbare und wetterwendische Welt hatte ihn verlassen, die Familie Hohenzollern hatte kein Gedächtniß mehr für all' die Großthaten und guten Dienste der Familie Bricker, sie wußte das wahre Verdienst nicht mehr zu schätzen, sie sprach der edlen guten Sitte Hohn und trozte den Jahrhundertlangen Gewohnheiten!

Seit Herr Belissier seinem Nebenbuhler gegenüber wohnte, war Herr Bricker ein Mann mit gebrochnem Herzen, welcher zehrte von seiner Qual und nagte an seinen Schmerzen Tag und Nacht. Aber er that es schweigend und ohne Klage, er that es, wie ein Held mit lächelndem Munde und den Mantel über die Wunde schlagend, an welcher er verblutete. Aber Ein Auge gab es doch, welches er nicht täuschen konnte, Ein Herz, welches ihn errieth. Frau Bricker verstand seinen Gram und sie härmte sich ab in stummen Schmerzen, weil sie ihren Gatten immer schweigsamer, immer leidend werden sah und es doch nicht wagte, ihn zu trösten, oder ihm Muth einzusprechen.

Zuweilen wohl in dem Uebermaß seiner Pein hatte Herr Bricker daran gedacht, sein Haus zu verkaufen und in eine andere Gegend der Stadt zu ziehen. Aber in der nächsten Minute schämte er sich dann

dieser un männlichen Schwäche, und beschuldigte sich selber der Feigheit, den Kampfplatz verlassen und seinem Gegner das Feld räumen zu wollen. Ihm zum Trotz, ihm zum Aerger hatte der französische Schneider sich gerade ihm gegenüber niedergelassen, es war ein Duell auf Leben und Tod, welches ihm Herr Belissier angeboten, und es sollte nicht gesagt werden, daß Herr Bricker es ausgeschlagen hätte. Er hatte ein Princip zu vertreten, ein heiliges und ehrwürdiges Princip, es galt die gute alte deutsche Sitte aufrecht zu halten gegen die leichtfertige schlechte, stets wechselnde, stets wankende französische Mode, es galt, der Welt zu zeigen, daß es doch noch Leute gäbe, welche die Neuerungssucht verachteten und fest hielten an den Gebräuchen ihrer Väter.

Herr Bricker mußte daher auf dem Kampfplatz bleiben, er mußte der Kühnheit seines Gegners Trotz bieten, er durfte es nicht zugeben, daß der deutsche Meister von dem französischen Pfscher besiegt werde.

Er blieb also mit seiner Familie in seinem Hause, in diesem alten, ehrwürdigen Hause, das schon so lange die würdigen Hofschnneider der preussischen Fürsten beherbergt hatte, er blieb, aber er trug den Tod im Herzen.

Er stand am Fenster und starrte hinüber nach dem Hause seines gehaßten Feindes, da sah er mit innerem Grollen eben wieder eine Equipage daher rollen. Aber nein, diese Equipage hielt nicht dort drüben an, sie lenkte hinüber nach dieser Seite der Straße, sie hielt vor seiner Thür. Herr Bricker hätte in der ersten Freude seines Herzens selber hinunterstürzen mögen, um den Schlag zu öffnen und der Dame beim Aussteigen behülflich zu sein, aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß dies der Würde seines Hauses zu-

wider gewesen wäre und blieb und wartete, bis seine Frau mit freudvollem, verklärtem Angesicht hereinkam und ihm meldete, daß die reiche Demoiselle Orguelin mit ihrem Bräutigam ihn zu sprechen verlange.

Herr Pricker schritt ihnen mit stolzer Ruhe entgegen, aber er konnte doch seine Augen nicht verhindern, ein wenig heller zu leuchten, nicht dieses freudige Lächeln zurückdrängen, das seine bleichen Lippen umspielte.

Sie werden erstaunt sein, mein lieber Hofkleidmacher, sagte Graf Rhedern, daß wir zu Ihnen kommen, statt Sie rufen zu lassen. Aber das würde nur zeitraubend gewesen sein und unsere Angelegenheit erfordert die größte Eile.

Herr Pricker machte eine leise, stolze Verbeugung. Mein Haus ist es gewohnt, vornehme Personen zu empfangen, sagte er. Mein Urgroßvater hatte sogar das Glück hier den Churfürsten selber willkommen zu heißen. Lassen Sie mich hören, womit ich Ihnen dienen kann.

Ich bedarf zweier vollständiger Hostoiletten, sagte Demoiselle Orguelin mit einem stolzen Lächeln. Einen Anzug zur ersten Präsentation und den zweiten zu einem großen Hoffeste.

Also eine Robe mit Brocatschleppe und ein Stoffkleid, sagte Herr Pricker feierlich. Ich würde dafür sein, die Robe von blauem Sammt zu wählen, welches Blondinen sehr gut steht und einen Himmelschein über ihr ganzes Wesen ausbreitet.

Nehmen wir also Himmelblau, sagte die Millionairin, und dazu ein Schleppe von Silberbrocat. Was das Kleid zu dem Hoffeste anbetrifft, so hat mir mein Vater einen sehr schönen Stoff geschenkt, aus Sammt und Gold gewirkt, wie man ihn allein in Indien zu wirken versteht.

Wir werden also eine durchaus würdige und noble Toilette haben, sagte Herr Bricker, und ich darf sagen, daß die Gräfin Rhedern bei ihrem Erscheinen bei Hofe dem Hause Bricker Ehre machen wird.

Und ich zweifle nicht, daß Ihre Arbeit wiederum auch meinem gräflichen Hause Ehre machen wird, rief der Graf lachend, nur müssen Sie Sich verpflichten, mein lieber Meister, in acht Tagen fertig zu werden.

In vier Tagen, wenn es sein muß, sagte Herr Bricker, indem er gravitatisch das lange gelbe Papiermaß nahm, welches ihm seine Frau darreichte, und sich der Dame näherte.

Die Anordnung und Garnirung überlasse ich ganz Ihrem Geschmack und Ihrer Einsicht, sagte diese, nur versteht es sich von selbst, daß das Kleid nach dem neuesten französischen Schnitt gemacht werde.

Herr Bricker zog das Maß, welches er eben um die schlanke Taille des Fräuleins gelegt hatte, mit einem heftigen Ruck zurück und blickte sie entsetzt an.

Nach dem französischen Schnitt sollen Ihre Kleider gemacht werden? fragte er rauh.

Nun, ich denke, daß sich das von selbst versteht, sagte die gräfliche Braut lachend. Kein anständiger und vornehmer Schneider wird doch nach dem veralteten deutschen Schnitt arbeiten. Ach, es wäre köstlich, bei Hofe mit dem weiten, mit Falbeln besetzten Rocke und der Cartouche darüber zu erscheinen. Nein, mein Lieber, Sie machen mir das enganschließende, französische Leibchen, vorne mit der langen Schneppe, spitz und tief ausgeschnitten, die engen Ärmel bis zum Ellenbogen reichend und hier mit reicher Spitzergarnitur versehen, dazu den Reifrock, kurz, eine Robe, ganz nach der französischen Mode.

Herr Pricker faltete entschlossen das Maß zusammen und legte es auf den Tisch hin.

Diese Robe wird nicht in meinem Hause gemacht, sagte er bestimmt.

Wie? fragte die Orguesin erstaunt. Sie wollen nicht für mich arbeiten?

Mit Vergnügen, aber nur nicht nach dem französischen Schnitt. Das wäre eine Verhöhnung meines ganzen Lebens, eine leichtsinnige Verspottung meines Hauses und meiner Ahnen. Sie waren Alle deutsche Männer und nur nach deutschem Schnitt haben sie ihre Meisterwerke geliefert. Ich bin der Sohn meiner Väter und bleibe der deutschen Sitte und dem deutschen Schnitt getreu.

Aber bedenken Sie, sagte der Graf Rhedern, daß diese Weigerung Ihnen unendlichen Schaden zufügt. Sie verlieren dadurch nicht blos die Kundschaft meiner zukünftigen Gemahlin, sondern auch die aller übrigen Damen des Hofes, denn Niemand wird mehr bei Ihnen arbeiten lassen, wenn Sie Sich nicht entschließen, der neuen, französischen Mode zu dienen.

Niemand wird mehr bei mir arbeiten lassen, da haben Sie recht, sagte Herr Pricker, und indem er an's Fenster trat und mit erhobenem Arm hinüber deutete nach dem Hause des französischen Schneiders, fuhr er fort: sehen Sie da alle diese Equipagen. Einst standen sie vor meiner Thür und ich kleidete alle diese hohen Herrschaften. Ein Wink von mir würde genügen, um sie Alle wieder zu mir zurückzurufen, ich dürfte nur zu ihnen sagen: ich will dem Geiste meiner Väter untreu werden, ich will den Schwur der Ergebenheit brechen, welchen ich dem König Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem deutschen Manne, dargebracht, ich will die alte brave deutsche Sitte abschwören

und dem Zeitgeist gehorchen, der das Einheimische verachtet und das Ausländische allein hochschätzt. Ich will mir französische Gesellen halten und nach französischer Mode arbeiten lassen. Wenn ich so spräche, so würden alle diese Equipagen, welche jetzt da drüben halten, zu mir herüberrollen und Niemand würde mehr daran denken, bei Pelissier arbeiten zu lassen, denn der Name Pricker ist berühmt genug, um die Wageschaale dieses unbekannten Schneiders hoch in die Höhe fliegen zu machen, wenn Er seinen Namen in die andere Wageschaale legen will. Aber ich will das nicht. Ich halte das Schicksal dieses Franzosen in meiner Hand, ein Wink von mir und er ist ein ruinirter Mann, ich könnte ihn stürzen, aber ich will es nicht. Mag er leben zur Schmach der Deutschen, welche in undankbarem Selbstvergessen sich abwenden von den ehrwürdigen Gebräuchen ihres Vaterlandes und in elender Kriecherei dem neuen Zeitgeist huldigen. Ich werde meinen Principien getreu bleiben und sterben, wie ich gelebt habe, ein deutscher Mann und ein deutscher Schneider.

Der Graf bot seiner Verlobten den Arm und sagte lachend: ich danke Ihnen für Ihre wundervolle Rede, die mir indessen immer noch nicht bewiesen hat, daß ein deutscher Schneider nicht auch zugleich ein ausgemachter Narr sein kann. Und was Ihr Deutschthum anbetrifft, so vergessen Sie, daß Friedrich Wilhelm nicht mehr lebt, um sich über solche Bornirtheit zu freuen, daß aber unser junger König französisch spricht, sich französisch kleidet und an seinem Hofe mehr Franzosen als Deutsche zu finden sind. Kommen Sie, liebe Caroline, wir wollen zu Herrn Pelissier gehen. Er wird nicht so albern sein, Ihre Kundschaft auszuschlagen. Leben Sie wohl, Herr Pricker.

Und mit einer spöttischen Verbeugung führte der Graf seine Braut hinweg, gefolgt von Madame Pricker, die sich in demüthigen Entschuldigungen über die Halsstarrigkeit ihres Gatten erschöpfte.

Herr Pricker blieb allein. Groß und stolz aufgerichtet stand er in der Mitte des Gemaches und blickte mit einem triumphirenden Lächeln zu den Bildern seiner Ahnen empor.

Ihr könnt mit mir zufrieden sein, flüsterte er, ich habe Eurem Geist ein neues Opfer dargebracht, ich habe wiederum mein Haus gereinigt von dem fremden, ausländischen Wesen. Mein Haus ist ein deutsches und wird es bleiben immerdar.

Und wie er so sprach, erhob sich in dem anstoßenden Zimmer der volle, schmetternde Gesang seiner Tochter, welche eben mit Duanz, dem Liebling des Königs, eine italienische Arie einstudirte.

Nel tue giorni felice, ricordati da me! sang die schöne Anna und Herr Pricker rannte wie rasend im Zimmer auf und ab und hielt sich die Ohren zu, um nicht diese Schande seines Hauses zu hören und verwünschte sich selber, daß er so schwach gewesen, dieses Unwesen in sein Haus kommen zu lassen und seiner Tochter diese unseligen Musikstunden bewilligt zu haben.

Ich habe dem bösen Feind mein eigenes Herz verschlossen, aber über meine Kinder wird er Gewalt haben, rief Herr Pricker ganz verzweiflungsvoll. Er wird sie losreißen von meinem Herzen und sie werden nicht meine Wege wandeln wollen.

Drinne trillerte Anna Pricker mit silberheller Stimme ihre italienische Arie weiter und dann hörte man ihren entzückten Gesangmeister Brava! Brava! rufen.

Sie morden mich, sie stoßen mir einen Dolch in's Herz! murmelte Herr Bricker, indem er ganz erschöpft auf einen Stuhl sank und sein Haupt an die Lehne desselben zurück warf, wobei der steife eingezwängte kleine Zopf von der Stuhllehne empor gedrückt, wie ein großes Ausrufungszeichen über seinem bleichen, zitternden Haupte schwebte.

Drinne in der anderen Stube war jetzt Alles still; Anna sang nicht mehr, man hörte die Abschiedsworte ihres Lehrers, der seine Schülerin verließ, dann öffnete sich die Thür zu dem Gemach des Herrn Bricker, und seine schöne Tochter trat mit blitzenden Augen und hochrothen Wangen herein.

Vater, sagte sie hastig, mein glühendster Wunsch soll sich endlich erfüllen. Dieser edle, liebe Quanz, der, da Graun auf Befehl des Königs mit der Composition einer Oper beschäftigt ist, meinen Gesangsunterricht übernommen hat, dieser liebe Quanz hat es mir ausgewirkt, daß ich in dem nächsten Hofconcert singen werde. In acht Tagen kehrt der König zurück, dann wird ein Hofconcert arrangirt werden und ich, mein Vater, ich, Deine glückselige Tochter, werde dabei eine große italienische Arie singen.

Italienisch, sie wird italienisch singen, murmelte der Alte ganz entsezt. Sie wird öffentlich auftreten und Jedermann gestatten sie auszulachen, oder ihr nichtsnutzige Schmeicheleien zu sagen. Aber ich werde das nicht erleben, ich werde sterben, ehe das geschieht.

Anna achtete nicht auf ihn, sie ging in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab, und als jetzt ihre Mutter hereintrat, eilte sie ihr entgegen, um sie mit Ungestüm in ihre Arme zu ziehen.

Mutter, liebe Mutter, sagte sie, das Ziel ist er-

reicht. Quanz hat mich für würdig erklärt, in dem Hofconcert zu singen. Oh Mutter, ich werde eine berühmte Sängerin werden, ich werde meinen Namen mit Ehre und Glanz verklären und die Tochter des Schneiders wird bald ganz Deutschland mit ihrem Ruhm erfüllen.

Unglückliches Kind, flüsterte ihre Mutter, weißt Du denn nicht, daß Dein Vater da ist, und daß er Dich hört?

Oh, mein Vater wird stolz auf mich werden müssen, rief Anna triumphirend, während die Alte, erschreckt von der Blässe ihres armen Gatten, zu ihm hineilte und ihm leise zärtliche Worte zuflüsterte.

Aber Anna achtete nicht darauf, sie trat dicht vor ihre Aeltern hin und sagte fast trotzig: jetzt aber, Vater, ist es die höchste Zeit, an meine Garderobe zu denken. Ich muß ein neues und prächtiges Kleid haben, um vor dem König und seinem Hof erscheinen zu können.

Du sollst es haben! rief ihr Vater feierlich. Vor dem König zu singen, das ist allerdings eine Ehre, von der ich Dich nicht zurückhalten darf, denn immer ist er doch unser angestammter Herr, und wenn er auch nicht die edlen, deutschen Sitten seines Vaters geerbt hat, so ist er doch immer der König und wir sind ihm Ehrfurcht und Gehorsam schuldig. Du sollst also vor dem König singen und ich werde Dir ein neues Kleid anfertigen, ich selber werde es zuschneiden. Der Stoff dazu ist schon bereit und aus dem Brautkleid Deiner Mutter werde ich Dir ein Staatskleid machen.

Anna lachte laut auf. Nein, mein Vater! Die Zeiten sind Gott sei Dank vorüber, wo man es wagen durfte, die Kleider seiner Mutter und Großmutter an-

zulegen und wo es zu einer Ehre gereichte, in solchen Familienkleidern umherzustolzieren. Ah, was würden diese vornehmen Damen vom Hofe lachen, wenn ich in dem altmodischen, großgeblühten Brautkleide meiner Mutter vor dem Hofe erscheinen wollte. Auch ist dies ja ganz unthunlich, denn nicht blos, daß der Stoff altmodisch ist, wird es auch ganz unmöglich sein, daraus ein modernes Kleid zu machen. Der Rock ist viel zu eng, um daraus einen Reifrock zu machen, wie es jetzt die Mode erfordert.

Einen Reifrock, schrie ihr Vater entsetzt, sie will einen Reifrock tragen!

Nun, und warum sollte ich das nicht? fragte Anna erstaunt. Trägt nicht die schöne Blanche da drüben schon seit vier Wochen diese neue französische Mode und haben nicht alle Damen vom Hofe diese Mode nachgeahmt, und bestürmen sie nicht Blanche und ihre Mutter mit Anforderungen, ihnen statt der alten unmodischen Kleider neue, moderne zu machen? Keine auf Eleganz Anspruch machende Dame darf es jetzt noch wagen, ohne Reifrock zu erscheinen, hat mir Blanche gesagt.

Wer ist Blanche? fragte Herr Bricker, sich von seinem Sessel aufrichtend und seiner Tochter mit drohenden Blicken gegenüberstehend. Wer ist Blanche?

Wer Blanche ist? fragte Anna erstaunt. Du weißt es nicht, Vater? Oh, Du willst Dir nur den Anschein geben, die schöne Tochter des Herrn Pelissier nicht zu kennen, diese liebe Blanche, welche ich so sehr liebe, wie meine Schwester, und die ich doch immer nur verstohlen sehen kann, denn ihr Vater ist wüthend darüber, daß Du den Besuch, den Dir Herr Pelissier gemacht hat, nicht erwidertest und er hat verboten, daß

irgend ein Mitglied seiner Familie die Schwelle unseres Hauses überschreiten sollte.

Daran hat er sehr wohl gethan, sagte Herr Pricker, und es ist das erste Mal, daß ich mit ihm Einer Ansicht bin. Auch ich verbiete Dir das Haus jenes Mannes zu betreten, obwohl ich nimmer geglaubt hätte, daß meine Tochter so wenig Ehrgefühl, so wenig Bewußtsein ihrer Stellung hätte, daß sie das Haus des Feindes ihres Vaters betreten, oder mit seiner Tochter auch nur Ein Wort sprechen könnte.

Anna zuckte schweigend die Achseln, als man draußen auf dem Flur lebhafteste Schritte vernahm.

Oh quel plaisir d'être amoureux! sang eine frische männliche Stimme.

Französisch! rief Herr Pricker, außer sich vor Wuth, Wilhelm singt französisch.

Eben ward die Thür heftig aufgerissen und Wilhelm, der Erbe des Hauses Pricker erschien auf der Schwelle. Er war in dem untadelhaftesten modernsten Costüme, wie nur die vornehmsten und elegantesten Cavaliere es zu tragen vermochten. Der eng anschließende Rock mit der kurzen Taille und den langen Schößen, den breiten Ärmeln und den großen Perlemutterknöpfen war von dem modernen Bleumourant, das erst durch Herrn Pelissier nach Berlin gebracht worden, die Schöße mit hochrothem Seidenfutter versehen, die Ärmelausschläge und der kleine hochstehende Kragen mit kostbarer Silberstickerei verziert; unter der kurzen Taille des Rockes kam die langschößige Atlasweste von „Couleur de chair“, mit reicher Silberstickerei versehen, hervor und bedeckte bis über die Hälfte das schwarze seidene Beinkleid, das unter dem Knie von silbernen Schnallen zusammen gehalten wurde, welche zugleich den roth und weiß gestreiften Strumpf

befestigten, der das Bein umhüllte und sich in einem mit breiten Schnallen verzierten Lederschuh verlor. Statt des Zopfes hatte der junge Bricker sein Haar hinten in einen Haarbeutel zusammengefaßt, während es an beiden Seiten in mehreren fliegenden Locken herabwallte und stark gepudert war. Am Ende des Haarbeutels sah man ein breites schwarzes Band befestigt, das um den Hals gelegt und vorn an dem breiten Spitzenchabeau befestigt war, das aus der Weste hervorquoll. Den Kopf bedeckte ein kleines, dreieckiges Hütchen, welches nach Soldatenmanier fest nach der rechten Seite ins Auge gedrückt war. Dieses Hütchen war mit Silber gestickt, mit reichen silbernen Treppen versehen und an der Seite mit einer schwarzen Feder verziert. An der rechten Hüfte des jungen Mannes steckte ein kleiner Galanteriedegen, an dessen Gefäß eine große Kokarde von dunkelblauem, mit Gold gestickten Bändern befestigt war und in der Hand hielt er ein kleines Mignonstöckchen mit Bernsteinknopf, mit dem er lustig und graciös in der Luft focht*).

So, das vollendete Bild eines Stuzers nach der neuen französischen Mode, erschien Wilhelm vor seinem Vater, der ihn mit entsetzten Blicken ansah und keines Wortes mächtig war, um seinen Zorn auszusprechen.

Nun? fragte Wilhelm. Gefalle ich Euch nicht? Ist das nicht ein Anzug, des schönsten Edelmannes werth? Nur daß ich nicht, wie diese hochmüthigen Cavaliere, eine weiße Feder tragen darf, weil sie sagen,

*) Eine ausführlichere Beschreibung der damaligen Costüme findet sich in Königs Schilderung von Berlin. Vol. V. Bd. 1. pag. 291 — 333.

daß dies ein Vorrecht ihres Standes sei. Aber sonst ist mein Anzug untadelhaft, und wie ich damit durch die Straßen ging, rissen alle Damen die Fenster auf und schauten mir nach.

Woher hast Du diesen Anzug? fragte sein Vater, indem er sich erhob und langsam auf seinen Sohn zuschritt. Wer hat Dir das Geld gegeben zu diesem schimpflichen Narrencostüm, und wer hat ihn Dir angefertigt?

Nun, das Geld hast Du mir gegeben, mein theurer Vater, sagte Wilhelm lachend, oder vielmehr wirst Du mir geben, denn bis jetzt ist diese Toilette nicht bezahlt. Ah, der Name Pricker hat einen guten Klang, und selbst Herr Belissier weiß das und hat mir gern geborgt, obwohl er zuerst gar nicht für mich arbeiten lassen wollte. Nur den Bitten seiner Tochter Blanche verdanke ich es, daß ich mich rühmen kann, einen Anzug aus des großen und berühmten Herrn Belissier's Werkstatt zu tragen.

Der alte Pricker stieß einen dumpfen Schrei des Zorns aus und mit fieberhafter Hestigkeit einen der langen Rockschöße seines Sohnes ergreifend und ihn hin und her rüttelnd, schrie er: Herr Belissier hat das gemacht? Dieser elende Pfscher hat sich unterstanden, meinen Sohn, den Sohn und Erben des Hauses Pricker so lächerlich herauszuputzen? Und Du, Wilhelm, Du warst schamlos genug von dem Feinde Deines Vaters dieses Kleid anzunehmen? Du fürchtest nicht, daß Deine Ahnen in ihren Gräbern erschauern würden über ihren Enkel, der ihnen ungetreu geworden und im französischen Mummenschanz zum Gespötte der Welt umherläuft? Oh, oh, meine fürchterlichen Ahnungen sollen sich erfüllen. Die Kinder verlassen ihre Aeltern und werden ungetreu der

Zucht und Sitte und verhöhnen, was ehrbar ist und keusch und rein.

Aber, lieber Vater, sagte Wilhelm bittend, es ist indeß nur ein Anzug, von dem Sie sprechen und unmöglich können Sie meinen, daß derselbe unser ganzes Wesen verändere.

Nein, es ist nicht ein Anzug, sondern ein Princip, von dem ich rede, rief Herr Bricker leidenschaftlich. Wir stehen an einem Scheidewege, wo die alte gute Zeit und die neue leichtsinnige Zeit sich trennen, wo Jeder sich zu entscheiden hat, ob er die Wege seiner Väter gehen, oder diese neue Straße einschlagen will, die zu Ueppigkeit und Lust, aber auch zu Schande und Verderben führt. Wer daher den alten ehrbaren Trachten getreu bleibt, der zeigt dadurch, daß er nicht abfallen will von seinen Vätern, sondern daß er getreu bleiben will der alten ehrbaren Sitte und sein Leben so beschließen möchte, wie es ihm von seinem König Friedrich Wilhem vorgezeichnet worden und in welchem er ihm mit einem guten Beispiel vorgegangen. Wer aber im Stande ist, dieses leichtfertige, läppige und prahlerische Costüm anzulegen, der beweist, daß er kein Gefühl hat für Ehrbarkeit, Zucht und Sitte, keine Liebe zu seinem Vaterland, dessen ehrbaren Brauch er mit ausländischem Wesen vertauscht, kein Bewußtsein seiner eigenen männlichen Würde, die es ihm verbieten würde, sich in solchem Affenanzug zu zeigen. Nein, nein, nimmermehr werde ich es dulden, daß mein Sohn mir also verloren gehe, und wenn er in blindem Uebermuth sich verirrt hat, so werde ich, wenn es sein muß, ihn mit Gewalt auf die rechte Straße zurückführen. Herunter also mit diesem bunten, lächerlichen Rock, herunter mit diesem närrischen Hute, herunter, herunter sage ich mit diesem Flittertand. Ich

Friedrich der Große. III. 5

will meinen Sohn wieder haben, meinen guten, ehrenfesten, deutschen Sohn.

Und Herr Bricker begann mit einer wahnsinnigen Hast an den Kleidern seines Sohnes zu zerren und zu reißen. Er stieß ihm den Hut ab und zertrat ihn unter seinen Füßen, er griff mit beiden Fäusten in das Spitzenjabeau seines Sohnes und lachte laut auf, als er die Fetzen davon in seinen Händen behielt.

Wilhelm war anfangs starr gewesen vor Schreck, die ungewohnte krankhafte Festigkeit seines Vaters hatte ihn betäubt und seine Thatkraft gelähmt.

Das laute Lachen seiner Schwester, welche diese Scene ungemein spaßhaft fand, das laute Weinen seiner Mutter, welche für den Verstand und das Leben ihres Gatten fürchtete, gab ihm seine Besonnenheit wieder. Mit einem wilden Ungestüm stieß er seinen Vater zurück und wehrte den immer wieder auf ihn Eindringenden von seinem Anzug fort.

Vater, rief er wüthend, ich bin kein Knabe mehr, ich will daher diese unwürdige Behandlung nicht dulden, ich werde mich Deinem lächerlichen Despotismus nicht fügen, sondern einen Rock tragen, wie es mir beliebt, und mich kleiden, wie es die Mode erfordert.

Recht gesprochen, mein Bruder, sagte Anna, indem sie lachend an seine Seite hüpste. Wir Beide sind Kinder der neuen Zeit, und wir wollen uns also kleiden, wie die neue Zeit uns befiehlt. Warum haben uns unsere Aeltern eine moderne Erziehung geben lassen, warum hielten sie uns Lehrer, von denen wir alle die neumodischen Künste lernten, wenn wir doch jetzt in altmodischer Ehrbarkeit und Dummheit unsere Tage verseufzen sollen. Jeder hat ein Recht auf seine Zeit, also wir auch auf die unsrige, und dieses Recht wollen

wir uns nicht nehmen lassen. Die Jugend kann nicht beschränkt und dumm sein, wie das Alter, und daher müssen die Alten nicht verlangen, daß wir uns ihnen unterordnen und glauben sollen, daß ihre Ansichten besser sind, als die unsrigen.

Ehret Vater und Mutter, auf daß es Euch wohl ergehe auf Erden! rief Frau Bricker feierlich.

Anna lachte. Schon wieder ein Bibelspruch. Mein Gott, auch das ist aus der Mode. Kein Mensch liest heutzutage noch in der Bibel. Das ist ein veraltetes Buch und durchaus nicht so amüsant wie Voltaire, den jetzt alle Welt verschlingt.

Genug, rief Herr Bricker, hört jetzt mein letztes Wort, meinen letzten Entschluß. Ich befehle Euch, ich fordere von Euch als Vater und als Haupt der Familie, daß Ihr Euch meinem Willen unterordnet, die Sitten Eurer Väter heilig haltet und ihnen folgt. Ich gebiete Euch zu leben und Euch zu kleiden, wie Eure Väter und Mütter gelebt und sich gekleidet haben. Wehe Euch, wenn Ihr meine Befehle mißachten könntet, wehe Euch, wenn Ihr es wagen wollt, Eurem Vater zu trotzen. Ihr werdet alsdann aufhören meine Kinder zu sein, ich werde Euch nicht mehr anerkennen, ich werde Euch enterben und mein Fluch wird Euer einziges Erbtheil sein. Das überlegt Euch wohl und darnach handelt. Wenn Ihr es wagt, jenes Haus dort drüben zu betreten, oder mit den französischen Verführern, welche es bewohnen zu sprechen, wenn ich Dich wieder in dieser französischen Windbeuteltracht sehe, Wilhelm, wenn Du, Anna, vor mir im Reifrock und Toupée erscheinst, so habt Ihr aufgehört meine Kinder zu sein und Ihr könnt hingehen in die Welt und Euch selber Euer Brod verdienen, denn von mir habt Ihr dann nichts mehr zu hoffen.

Er faßte pathetisch den Arm seiner weinenden Gattin und zog sie mit sich fort aus dem Zimmer.

Die beiden Geschwister blieben allein zurück.

Nun? fragte Anna nach einer langen Pause. Wirst Du dem Befehl folgen, wirst Du wieder den Zopf anlegen und den engen groben Tuchrock?

Ah bah, damit alle Welt mich auslacht, damit Blanche mich verhöhnt? Ah, diese liebe gute Blanche, Du weißt gar nicht Anna, wie sehr wir Beide uns lieben. Oh, wir haben uns schon ewige Liebe und Treue geschworen, und sie hat mir gelobt mein Weib zu werden.

Du wirst Dich also entschließen, Dich dem Willen unseres Vaters zu fügen und ein ehrbarer Schneider zu werden, wie alle Deine Ahnen.

Wilhelm lachte laut. Ich ein Schneider? Ich ein elendes Gewerbe treiben, während mein Vater mir die Erziehung eines Edelmannes hat geben lassen? Nein, nein, Anna, es kann Dein Ernst nicht sein zu denken, daß ich ein Schneider werden könnte.

Aber es ist Vaters Ernst, denn Du weißt wohl, daß die guten Bridgers seit Jahrhunderten Schneider waren, ich warne Dich, mein Bruder, sei vorsichtig und bedächtig, reize unsern Vater nicht zu sehr, er wäre wirklich im Stande, Dich zu enterben.

Oh, er wird sich eben so gut in das Nothwendige flügen müssen, wie Herr Pelissier es thun wird und muß. Auch er wird wüthend sein, wenn er erfährt, daß ich seiner Tochter Mann bin, auch er hat Blanche mit seinem Fluch gedroht, wenn sie alles Ernstes mich lieben und heirathen wollte, auch Er haßt unsern Vater und würde nie einwilligen in eine Verbindung mit dem Hause Bridger. Aber all diesen Chicanen zum Trotz werden wir uns heirathen, und sie werden dann

zuletzt Alle schon ihre Einwilligung geben müssen. Ah, Blanche ist ein Engel an Liebenswürdigkeit und Schönheit.

Sie ist indessen immer nur eine Schneiderstochter, sagte Anna achselzuckend.

Wie meine schöne und liebenswürdige Schwester Anna.

Ja, aber ich werde bald eine berühmte Sängerin und die Frau eines vornehmen Herrn sein.

Nun, und wer sagt Dir, daß Blanche nicht wenigstens auch die Frau eines berühmten und angesehenen Mannes werden wird, daß Ihr nicht alle stolz auf mich sein werdet?

Wirst Du Damen- oder Herren-Kleidermacher? fragte Anna schnippisch.

Weder das Eine noch das Andere. Ich werde Schauspieler. Aber still davon, Anna. Es ist mein Geheimniß und Du mußt es bewahren.

VI.

In Rheinsberg.

Das stille Schloß von Rheinsberg war wieder froh und lebendig geworden. Lust und Jubel ertönte wieder überall, man begegnete nur frohen Gesichtern, man hörte nur heitere Scherzworte und fröhliches Lachen. Die schönen, gemüthlichen und ungezwungenen Tage der früheren Zeit, als Friedrich noch Kronprinz war, schienen sich erneuern zu wollen, dieselbe Gesellschaft

wie damals bewohnte wieder das Schloß in Rheinsberg, es waren dieselben Freuden und Vergnügungen. Alles war sich gleich geblieben, wie es schien, und doch war Alles verändert und umgestaltet.

Fast alle Diejenigen welche früher Rheinsberg mit so stolzen Hoffnungen, so großen Wünschen verlassen, waren jetzt wieder dahin zurückgekehrt, aber mit enttäuschten und entnüchterten Hoffnungen, mit gelähmtem Flügelschlag; sie hatten Alle gehofft zu regieren, sie hatten Alle für sich Macht und Ehre in Anspruch genommen und der junge König hatte Keinem von ihnen Allen aus dieser Schale des Ruhms und der Macht zu kosten gegeben, welche der königliche Adler sich selber vorbehalten hatte. Sie waren Alle nur willkommene Gesellschafter, geliebte Freunde geblieben, aber Keiner hatte die Grenze dieses Kreises der Abhängigkeit, der Unterwürfigkeit und Machtlosigkeit überschreiten dürfen, welche der König um sich gezogen und in dessen Mitte er allein stand, sich stützend nur allein auf seine eigene Kraft, seinen eigenen Willen.

Sie hatten also Alle nichts gewonnen durch die Krone, welche das edle Haupt Friedrichs jetzt bedeckte, aber Keiner von ihnen hatte indeß etwas verloren. Sie kehrten zurück nach Rheinsberg, wie sie es vor dem Regierungsantritt des Königs verlassen hatten, nicht größer geworden, aber auch nicht kleiner, nicht erhöht, aber auch nicht erniedrigt.

Nur Ein Herz war gebrochen, nur Ein Herz verblutete sich still und sanft an ungesesehenen Schmerzen, an hoffnungsloser Resignation. Das war das Herz Elisabeths, das Herz dieser armen verwittweten, verstoßenen Frau, welche man dennoch die regierende Königin, die Gemahlin Friedrichs nannte.

Der König, von seiner lustigen Fahrt nach Straß-

burg zurückgekehrt, hatte sie an ihr Versprechen erinnern lassen, ihn nach Rheinsberg mit ihrem Hufe begleiten zu wollen, und die arme Dulderrin hatte, obwohl sie wußte, daß die Nähe des Königs für sie nur eine fortgesetzte Qual, eine stündlich sich erneuernde Entsagung sein würde, dennoch nicht die Kraft gehabt, der Sehnsucht ihres eigenen Herzens zu widerstehen. Sie war der Einladung ihres Gemahls gefolgt, indem sie mit einem schmerzlichen Lächeln zu sich selber sagte: ich werde ihn mindestens sehen. Und wenn er auch nicht mit mir spricht, so werde ich doch seine Stimme hören. Meine Schmerzen werden größer sein, aber auch meine Freuden. Dulden wir also die Schmerzen um der Freuden willen. *Soffri e taci.*

Und Elisabeth Christine hatte ganz Recht gehabt. Der König sprach niemals mit ihr; niemals heftete er diese glänzenden blauen Augen, welche für sie die ganze Unermeßlichkeit und Tiefe des Himmels hatten, auf ihr stets mehr und mehr erbleichendes Angesicht. Mit stummem Gruß hieß er sie jeden Mittag an der Tafel willkommen, aber nicht wie sonst saß er neben ihr, nicht wie sonst führte er sie zur Tafel. Die Anwesenheit des Markgrafen und der Markgräfin von Baireuth schien dem König die Pflicht aufzuerlegen, seine geliebteste Schwester, welche als Gast bei ihm war, noch höher zu ehren selbst als seine Gemahlin, die Königin. Sowohl an der Mittags- wie an der Abendtafel saß der König daher zwischen seiner Schwester und deren Gemahl, dem Markgrafen, und neben diesem hatte dann die Königin ihren Platz.

Er sprach nicht zu seiner Gemahlin, aber sie sah ihn doch, sie hörte doch dem sternfunkelnden perlenden Strom seiner Rede zu, sie stärkte doch ihr Herz an dem Anschauen seines edlen, stolzen Angesichtes, auf

welchem stets ein Wetterleuchten von wechselnden Gedanken und Empfindungen sich zeigte.

Sie schwieg also und duldete. Sie verhüllte ihre Schmerzen unter einem sanften Lächeln, sie verbarg die Bleiche ihrer Wangen unter dem Schleier künstlicher Röthe, sie legte über diese Furchen, welche der Kummer schon durch ihr jugendliches, schönes Antlitz zu ziehen begann, diese kleinen schwarzen Schönpslästerchen, welche die französische Mode mit der Schminke und dem Reifrock von Frankreich herübergebracht. Niemand sollte ahnen, daß sie litt, Niemand sollte Mitleid für sie haben, selbst der König nicht.

Elisabeth Christine nahm also Theil an all diesen Freuden und Zerstreuungen, denen man sich in Rheinsberg jetzt wieder so harmlos und ungezwungen hingab, wie in früheren Tagen. Sie lachte wieder über Biefelds heitere Scherze und über Pöllnitzens lustige und pikante Anecdoten, sie ließ sich mit strahlenden Augen von Knobelsdorf alle diese großen Pläne und Bauten erzählen, mit welchen der König seine Residenz verschönern wollte, sie horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, wenn ihr Jordan mit seiner begeisterungsvollen Beredtsamkeit die Fürsorge schilderte, welche der König für die Armen und Bedürftigen seines Landes hegte, sie nahm sogar thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu einer dramatischen Aufführung. Voltaire's „Tod Cäsar's“ und „der Franzose in London“ von Boissy waren von dem König für das in Rheinsberg schnell errichtete Liebhabertheater ausgewählt, und in beiden Stücken hatte der König selber eine der Hauptrollen zu spielen. Die junge Königin war seitdem, wie es schien, zu einer enthusiastischen Liebhaberin des Theaters geworden, sie fehlte bei keiner Probe, sie half ihren schönen Hofdamen, denen man Rollen zuerkannt hatte,

bei der Auswahl und dem Arrangement ihres Costüms, sie besichtigte täglich die Arbeiten der Maler, welche die Decorationen anzufertigen hatten.

Indeß erschien der König jetzt seltener als sonst in dem Kreise seiner Freunde und Genossen, und seltener als sonst hörte man aus seinen Zimmern den Ton seiner Flöte erklingen. Der König war den ganzen Tag in seiner Bibliothek beschäftigt, Niemand durfte ihn dort stören, selbst Quanz nicht, selbst seine Flöte nicht. Frau von Brandt, welche den Hof nach Rheinsberg begleitet hatte, sagte seufzend in einer ihrer heimlichen Zusammenkünfte zu Herrn von Maunteuffel: Der König ist seiner letzten Geliebten untreu geworden, er hat sogar seine Flöte verlassen und aufgegeben.

Aber womit beschäftigt sich denn der König den ganzen Tag? fragte der Graf. Was ist es, das ihn sogar von seinen Freunden entfernt hält und seine ganze Zeit ausfüllt?

Wissenschaftliche Studien, nichts weiter, sagte Frau von Brandt achselzuckend. Frederisdorf hat mir erzählt, daß der König sich den ganzen Tag mit Landkarten und Plänen beschäftige, daß er umgeben sei von militärischen Büchern und wie ein Ingenieur sich mit Höhenmessern und Feldmessern beschäftige. Sie sehen also, daß dies eine durchaus unschuldige und ungefährliche Beschäftigung ist, die auf unsere Angelegenheiten gar keinen Einfluß üben kann. Der König, das verspreche ich Ihnen, läßt sich von seiner Gemahlin äußerlich nicht mehr scheiden, als er schon von ihr geschieden ist, und was die Vermählung des Prinzen August Wilhelm anbelangt, so sind meine Minen alle so gelegt, daß sie zu rechter Zeit losplatzten und die Amour der guten armen Laura von Pannewitz in die Luft schleudern werden. Sie sehen also, daß Alles

gut geht und daß wir des Königs unschuldige Studien gar nicht zu fürchten haben.

Ah, Sie nennen das unschuldige Studien! sagte der Graf achselzuckend. Ich versichere Sie indeß, daß diese Studien den österreichischen Hof sehr beunruhigen werden und ich meinem Freunde Seckendorf sogleich Anzeige davon machen werde.

Oh, Sie verstehen es, sich aus einem Sandkorn einen Berg aufzubauen, lachte Frau von Brandt. Ich versichere Sie, daß Sie nichts zu fürchten haben. Es ist wahr, der König ist den Tag über in seinem Studirzimmer, aber niemals fehlt er in den Abendgesellschaften und da ist er so heiter, so ungezwungen, so voll sprudelnden Witzes und sanglanten Humors, wie nur je in seinen fröhlichsten Kronprinzentagen. Nun und vielleicht benutzt er die Einsamkeit seines Studirzimmers auch dazu, um sich seine Rolle einzustudiren, denn Sie wissen, daß wir morgen den Tod Cäsars aufführen wollen und daß der König den Brutus darstellen wird.

Ja, ja, es scheint mir, daß der König die Rolle des Brutus spielt, sagte Graf Mannteuffel nachdenklich, außen erscheint er harmlos, heiter und unbefangen, und wer weiß, welche düstere und unheilswangere Gedanken er in seiner Seele birgt.

Sie sehen immer Gespenster, rief Frau von Brandt ungeduldig. Ich sage Ihnen, der König spielt nur den Brutus, aber er ist Keiner. Aber hören Sie nur, die Schloßuhr schlägt die sechste Stunde an. Es ist also für mich die höchste Zeit, ins Schloß zurückzufahren, denn um sieben Uhr beginnt die Generalprobe und ich habe noch Toilette zu machen.

Und Frau von Brandt nahm eiligen Abschied von ihrem Verbündeten und hüpfte fröhlich dem Schlosse zu.

Aber es war für heute unnöthig, daß Frau von Braudt sich zur Generalprobe ankleidete. Der König war heute außer Stande, den Brutus zu spielen, der mächtige königliche Geist war heute besiegt worden von einem Feinde, der vor Niemand Ehrfurcht hat, selbst nicht vor einem Könige, von einem Feinde, der selbst den siegreichsten Feldherrn zu bezwingen vermag, — der König war krank. Das dreitägige Fieber, welches ihn schon den ganzen Sommer hindurch von Zeit zu Zeit geplagt, welches ihn verhindert hatte, diesen Sommer nach Amsterdam zu gehen und ihn sogar auf Schloß Moyland an sein Bett gefesselt hatte, während der langersehnte Voltaire ihm seinen Besuch machte, dieses Fieber hatte ihn jetzt wieder mit fürchtbarer Gewalt heimgesucht, und hatte aus dem König einen bleichen, zitternden, zähneklappernden Menschen gemacht, welcher sich ächzend und frostbeugend auf seinem Lager wälzte und den vor ihm stehenden Arzt Ellert verhöhnte, weil er kein Mittel wußte, diese Krankheit zu vertreiben.

Es giebt vielleicht ein Mittel, sagte Ellert achselzuckend, aber das darf ich Ew. Majestät nicht geben.

Und warum nicht? fragte der König, den eben wieder ein Frostschauer durchrüttelte.

Weil wir seine Kraft erst erproben müssen, um zu wissen, ob wir es ohne Gefahr anwenden können, weil wir erst bei andern Patienten, deren Leben nicht das Heil von Millionen Anderer bedingt, Versuche anstellen müssen über die behauptete Heilkraft dieses Mittels.

Ein Menschenleben ist immer heilig, sagte der König, und wenn Ihr Cures Mittels nicht gewiß seid, so ist es eben so ruchlos, es einem Bettler, als einem König zu geben.

Ich glaube indeß an dieses Mittel, sagte Ellert, wie Ludwig der Bierzehnte daran glaubte, der es als ein Arcanum von dem Engländer Talbot für hundert Louisd'or das Pfund kaufte. Ich glaube daran, wie schon die Spanier vor hundert Jahren daran glaubten, nachdem die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, Grafen del Chinchon, durch dieses Mittel geheilt worden.

Geben Sie mir dieses Mittel, stammelte der König zähneklappernd.

Verzeihen Ew. Majestät, ich darf dies nicht thun, obwohl ich eine kleine Quantität bei mir habe, welche ich mitbrachte, um es Ew. Majestät als eine Seltenheit, die mir ein befreundeter Arzt aus Paris gesandt, zu zeigen. Sehen Sie da, Majestät, diese kleinen braunen Pulver sind eine Arznei, welche wenigstens nicht von dem Apotheker, sondern von der Natur selber gebraut werden.

Dann habe ich auch Vertrauen zu derselben, sagte der König, die Natur ist der beste Arzt und der beste Apotheker, und was sie gebraut, das ist voll göttlicher Heilskraft. Wie heißt denn Euer Mittel?

Es ist die Chinarinde, Ew. Majestät, oder wie die Peruaner es nennen, die Quinquina, die Rinde aller Rinden, welche die allweise und gütige Natur gerade in Peru, dem Lande der Fieber, wachsen ließ, und also neben der Krankheit gleich das Heilmittel hinlegte.

Aber der König hatte kaum noch die Kraft auf ihn zu hören. Er lag jetzt in der Gluth des Fiebers, seine vorher so bleichen Wangen waren jetzt von einem dunklen Purpur überzogen, und seine Augen, die vorher so glanzlos und trübe gewesen, sprühten jetzt und flammten.

Der König, überwältigt von der Gewalt der Krankheit, schloß die Augen, und seine glühenden trocknen Lippen murmelten zuweilen einzelne Worte ohne Zusammenhang und Sinn.

Da öffnete sich die Thür und Frederisdorf trat herein, während man durch die offene Thür die neugierigen, besorgten und forschenden Gesichter von Pöllnitz, Bielsfeld, Jordan und Kaiserling wahrte.

Ellert folgte dem Wink des Geheim-Kämmerers und schlich leise auf den Zehen zu Frederisdorf hin.

Wie geht es dem König? fragte dieser hastig. Ist er im Stande eine wichtige Nachricht zu erfahren?

Jetzt nicht. Warten wir damit noch eine Stunde, dann wird der König seine Besinnung wieder erlangt haben und vom Fieber frei sein.

Warten wir also, sagten die vier übrigen Cavaliere, welche jetzt auch leise auf den Zehen in das Krankenzimmer geschlichen waren und das Bett des Königs umstanden.

Ist es eine unglückliche Nachricht? fragte der Arzt. In diesem Falle möchte ich rathen, sie bis morgen zu verschieben.

Nun ich glaube nicht, daß der König sie für unglücklich halten wird, sagte Graf Kaiserling lächelnd. Sie, Herr von Bielsfeld, als angehender Diplomat, müßten uns am Besten darüber Auskunft geben können.

Ich meinstheils glaube, daß der König diese Nachricht für eine glückliche halten wird, sagte Bielsfeld. Ich glaube das, nicht, weil ich ein Diplomat bin, sondern weil der König ein schlummernder Held ist, welcher darauf wartet, geweckt zu werden.

Wenn Sie so laut sprechen, flüsterte Pöllnitz, so werden Sie es sein, welcher den schlummernden Helden

weckt und der Kanonendonner seines Zornes wird sich auf Ihr Haupt richten.

Herr von Pöllnitz hat Recht, sagte Jordan, schweigen wir und warten wir auf das natürliche Erwachen des Königs.

Und die Cavaliere umstanden mit Fredersdorf und dem Arzt das Lager des Königs, welcher lautathmend mit hochfliegender Brust und glühenden Wangen in den heißen Umstrickungen des Fiebers da lag.

Niemand von ihnen wagte mehr ein Wort zu sprechen, sie hielten Alle ihre Blicke auf das Antlitz des Königs geheftet, und ihre eigenen Mienen waren ernst, gedankenvoll und sorgenschwer.

Endlich schlug der König die Augen auf und schaute verständnißvoll um sich. Ein sanftes Lächeln durchflog seine Züge, als er diese sechs Herren gewahrte, welche sein Bett umstanden.

Ihr steht da wie die Klageweiber, sagte er, und wenn man Euch ansieht, sollte man meinen, Ihr kämt als Leichenbitter zu mir her.

Oh, Sire, man stirbt glücklicher Weise nicht am Fieber, wie man am Schlagfluß stirbt, sagte Jordan, sich seinem königlichen Freunde nähernd und die dargereichte Hand zärtlich in der seinen drückend.

Ew. Majestät nannten uns Leichenbitter, sagte Pöllnitz lachend, der prophetische, göttliche Geist unsers Königs trifft immer das Rechte. Es ist allerdings Leichenduft an uns.

Aber der Himmel verhüte uns, deshalb zu Klageweibern zu werden, rief Bielsfeld, wir sind viel lieber bereit Schlachtlieder anzustimmen.

Der Leibarzt hatte indessen die Hand des Königs genommen, und zählte ernstprüfend die Schläge seines Pulses, während Fredersdorf mit sorgsamer Zärtlichkeit

bemüht war, die Rissen unter dem Haupt des Königs ein wenig zurecht zu legen.

Der König sah ihn mit seinen großen durchbohrenden Augen fragend an. Höre, Frederisdorf, sagte er, was wollen denn alle diese räthselhaften Worte sagen, und warum schneidet Ihr Alle so ernsthafte Gesichter. Ist etwa einer von meinen Hunden gestorben, oder seid Ihr nur so verdrießlich, daß dieses abominable Fieber Euch heute um die Generalprobe gebracht hat?

Nein, Majestät, es ist Keiner von den Hunden gestorben!

Und was die abgesagte Generalprobe anbelangt, sagte Jordan, so hat Gott statt unserer den Tod des Cäsars in Scene gesetzt, ohne Generalprobe, gleich in der Hauptaufführung.

Der Puls des Königs ist vollkommen ruhig, sagte Ellert, Sie dürfen Sr. Majestät Ihre Nachricht mittheilen.

Jetzt trat der Baron von Böllnitz in seiner Eigenschaft als Ober-Ceremonienmeister näher zu dem Lager des Königs heran.

Sire, vor einer Stunde ist ein Courier angekommen, welcher der Ueberbringer wichtiger Nachrichten ist.

Von wem kommt der Courier? fragte der König vollkommen ruhig.

Von Ew. Majestät Gesandten in Wien, dem Herrn von Borcke. Er hat seinen eigenen Kammerdiener als Courier gesandt.

Oh, sagte der König, sollte etwa die Kaiserin, unsere erhabene Tante, wieder leidend sein?

Die Kaiserin ist vollkommen wohl, aber ihr Gemahl, der Kaiser —

Nun, warum fahren Sie nicht fort? rief der König ungeduldig.

Wollen Ew. Majestät nicht zuvor etwas zur Stärkung nehmen? fragte Frederisdorf. Aber der König wehrte ihn ungeduldig zurück.

Vollenden Sie Ihren Satz, Pölnitz. Was ist mit dem Kaiser von Oesterreich?

Sire, der Kaiser Carl VI. ist nicht mehr, er ist am 20. October gestorben.

Nun wahrlich, sagte Friedrich, indem er sein Haupt langsam in die Kissen zurücksinken ließ, es verlohnte sich auch der Mühe, um solcher unbedeutenden Nachricht willen so viel Aufhebens zu machen. Wenn der Kaiser todt ist, so wird Maria Theresia Kaiserin von Deutschland werden. Das ist Alles. Uns kümmert das nicht.

Er schwieg und schloß die Augen. Der Leibarzt untersuchte den Puls. Er geht vollkommen ruhig, sagte er leise. Die ungeheuerere Nachricht hat auch nicht die kleinste Bewegung und Abweichung verursacht.

Da hat Er Recht, sagte der König, seine Augen wieder groß und leuchtend aufschlagend, auch nicht die kleinste Abweichung wird der Tod des Kaisers auf dem von uns vorgezeichneten Wege herbeiführen. Aber damit ich diesen Weg, welchen ich mir auserkoren, auch sicher und ungestört weiter wandeln kann, muß ich vollkommen gesund sein. Es darf nicht gesagt werden, daß eine elende Krankheit mich in meinen Vorsätzen hemmte und mich zur Unthätigkeit verdamnte. An dem Tage, an welchem ich die Nachricht von dem Tode des Kaisers erhalten, darf ich kein Fieber haben, man möchte sonst in Wien glauben, der Schreck habe mich krank gemacht. Gebe Er mir also Sein Chinapulver, Ellert, ich will es gebrauchen.

Aber ich sagte Ew. Majestät schon, daß ich dies nicht kann, nicht darf. Daß ich die Wirkungen dieser Arznei noch nicht genug selbst geprüft habe, um ihre Heilskraft ermessen zu können.

Nun, so sollt Ihr sie an mir prüfen, sagte der König entschlossen. Gebt her das Pulver!

Vergebens war es, daß Ellert die Cavaliere des Königs zu seinem Beistand herbeirief, vergebens baten und beschworen sie ihn Alle, von seinem Vorhaben abzustehen und sein Leben nicht muthwillig in Gefahr zu bringen.

Mein Leben steht in Gottes Hand, sagte der König feierlich, und Gott, welcher mich schuf, hat auch die Chinarinde geschaffen. Ich glaube mehr an die Arznei Gottes, als an die der Menschen. Gebe Er mir also schnell das Pulver! — Und als Ellert noch zögerte, fuhr der König in strengem Tone fort: ich befehle es Ihm, als Sein König und Sein Herr! Auf mich allein komme die Verantwortung. Her mit dem Pulver!

Wenn es Ew. Majestät befehlen, so muß ich gehorchen, sagte Ellert, aber ich nehme diese Herren zu Zeugen, daß ich nur gezwungen nachgab.

Er nahm eines der Pulver und schüttelte es in den von Fredersdorf dargereichten Löffel. Unter dem athemlosen Schweigen der Anwesenden nahm der König die Arznei.

Jetzt aber müssen Sie ruhen, Majestät, sagte der Arzt, und vor allen Dingen dürfen Sie gar nicht daran denken, nach Berlin zurückzukehren. In meiner heiligen Pflicht als Arzt habe ich das Recht, dies Ew. Majestät zu verbieten.

Und warum sollte ich auch nach Berlin zurückkehren? fragte Friedrich lächelnd. Warum sollten wir

uns in unsern Vergnügungen und unsern harmlosen Freuden stören lassen? Haben wir nicht den Plan, hier Voltaires Tragödie „den Tod Cäsars“ aufzuführen? Daß Gott inzwischen eine kleine Nachahmung dieses unsterblichen Meisterwerks aufgeführt hat, das darf uns nicht hindern und uns unsern Plänen nicht abwendig machen. Nein, ich werde nicht nach Berlin gehen. Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine große Regungen*). Wir werden hier bleiben, um unsere Kronprinzlichen Tage zu erneuern, und zu vergessen, daß wir andere Pflichten haben, als diejenigen, uns zu ergötzen. Jetzt geht hinaus, meine Herren, ich fühle mich gesund, Er sieht also wohl, Excellenz, daß ich recht daran gethan, dieses Pulver zu nehmen. Es hat mich gesund gemacht und ich will aufstehen. Frederisdorf, Du bleibst, um mich anzukleiden, und Du, Jordan, rufft mir wohl meinen Cabinetsrath Sichel, damit ich ihm einige nothwendige Briefe dictire, und dann, meine Herren, treffen wir uns im Musiksaal, wo Quanz heute mit mir ein Duo spielen wird, zu welchem ich Sie als Zuhörer einlade.

Und der König entließ seine Freunde mit einem gnädigen Lächeln. Er scherzte heiter und ungezwungen mit Frederisdorf, während er sich ankleiden ließ, dann berief er den im Vorzimmer wartenden Cabinetsrath und dictirte ihm drei Briefe. Der eine war an den Feldmarschall von Schwerin, der zweite an den Fürsten von Anhalt-Dessau, der dritte an den Minister von Podewils. Diese Briefe enthielten alle drei nur die-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Algarotti.

selben Worte, nur den Befehl unverzüglich aufzubrechen und zum König nach Rheinsberg zu kommen.

Dann, als dies geschehen, ging der König hinunter in den Musiksaal zu seinem harrenden Hofe, und niemals war Friedrich heiterer und witziger, ungezwungener und lebhafter, niemals spielte er die Flöte schöner, als an diesem Tage, wo er die Nachricht von dem Tode des Kaisers von Oesterreich empfangen hatte.

Am andern Morgen trafen die drei befohlenen Herren aus Berlin in Rheinsberg ein und wurden sofort in das Bibliothekzimmer des Königs berufen.

Friedrich ging ihnen mit einem stolzen, freudigen Lächeln entgegen, sein Auge strahlte in einem ungewohnten Glanz, seine Stirn war heiter und sorgenfrei, sein ganzes Wesen war wie von einer freudigen Begeisterung gehoben und getragen.

Der Kaiser von Oesterreich ist todt, sagte er, indem er den drei Herren winkte, auf den bereit gestellten Sesseln neben ihm Platz zu nehmen. Der Kaiser von Oesterreich ist todt und ich habe Sie deshalb berufen, um mit Ihnen zu berathen, welchen Nutzen wir aus diesem Todesfall ziehen können.

Oh, Ew. Majestät werden ohne Zweifel nicht daran denken, Nutzen aus einem Todesfall ziehen zu wollen, welcher ein nahe verwandtes Fürstenhaus in tiefe Trauer versetzt, und die regierende Königin von Preußen ihres Oheims beraubt, rief der alte Fürst von Dessau mit Wärme.

Ah, man weiß wohl, daß Ihr kaiserlich gesinnt seid, sagte der König lächelnd.

Nicht kaiserlich, Majestät, sondern königlich preussisch, rief der alte Fürst, eine Entzweigung mit Oesterreich wäre ein Unglück für Preußen.

Friedrich zuckte leicht die Achseln und wandte sich an die beiden andern Herren. Ich wünsche auch Ihre Meinungen zu hören, meine Herren, sagte er, Sie sind alle drei erfahrene Männer, Kriegshelden und Staatsmänner, Sie dürfen also meiner Jugend und Unerfahrenheit Ihren Rath nicht entziehen.

Mit lächelnder Ruhe hörte er dann den friedlichen und weisheitsvollen Vorschlägen des Feldmarschalls und des Ministers zu, in welche der Fürst von Anhalt bereitwillig mit einstimmt.

Sie bezweifeln also meine Ansprüche auf Schlessien, sagte der König dann nach einer kleinen Pause. Sie bezweifeln, daß ich berechtigt bin, dieses Schlessien zurückzufordern, welches meinen Ahnen unrechtmäßiger Weise von den Habsburgern entrissen ward?

Doch haben Ihre Ahnherren den Frieden deshalb nicht gebrochen, sagte der Fürst von Anhalt, doch haben sie das österreichische Kaiserhaus im ungestörten Besitz Schlessiens gelassen.

Aber indem sie's thaten, rief der König mit mächtiger Stimme, indem meine Ahnherren sich in die Nothwendigkeit fügten, indem sie sich überlisten ließen von den Ränken und Intriguen des Oesterreichischen Kaiserhauses, indem sie für geleistete Dienste mit schnödem Undank belohnt, mit müßigen und inhaltlosen Versprechungen bei Seite geschoben wurden, riefen sie ihre Nachkommen schon zur Rache solcher Unbilden und solcher Kränkungen an ihrer Ehre und ihrem Rechte auf. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst rief, als das Haus Oesterreich ihn treulos verließ und die beschworenen Versprechungen ableugnete, mit prophetischem Munde: „ein Rächer wird aus meinem Staub erstehen“*).

*) Friedrichs Leben des großen Kurfürsten.

Als dann sein Sohn, der erste König Preußens, durch Oesterreichische Intriguen überlistet, die Stadt Schwiebus wieder an Oesterreich zurückgeben mußte, sagte er zu seinen Ministern: das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem, bei diesen widerrechtlichen Umständen, weder binden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, so müssen wir zufrieden sein, schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen*). — Und als zuletzt mein Vater die Intriguen und Undankbarkeit des Oesterreichischen Hofes in seinem vollen Maße erkannt hatte, da fühlte er, daß zwischen dem Hause Oesterreich und Brandenburg kein Friede mehr möglich sei, da übertrug er mir die heilige Mission der Strafe und Demüthigung des stolzen und eingebildeten Hauses Habsburg, da zeigte er mich seinen Ministern und sprach: Da stehet Einer, der mich rächen wird**). — Sie sehen also, daß meine Ahnen mich rufen, daß mein Ahnherr, mein Großvater und mein Vater mich ausersehen haben zu ihrem Kämpfer und zu ihrem Rächer, daß sie von mir fordern zu thun, was sie selber, gehemmt von den Umständen, damals nicht vermochten, und auf eine spätere Zeit vertagen mußten. Die Stunde, auf welche meine Ahnen hingedeutet haben, ist da, die Stunde der Genugthuung und der Ehrenrettung ist gekommen. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erfahren muß; der Stein ist losgerissen, welcher auf Nebukadnezars Bild von vielerlei Metallen rollen und

*) Von Ludewig. Rechtsgegründetes Eigenthum. S. 38.

**) Seckendorf. Journal secret. pag. 139.

es zermalmen wird *). Die Zeit ist da, wo ich dem Hause Habsburg die Augen öffnen muß, um ihnen zu zeigen, daß dieser kleine Marquis von Brandenburg, von dem sie sagen, daß er die Pflicht hat, dem Kaiser nach der Mahlzeit die Serviette und das Waschbecken zu reichen, daß dieser Marquis sich in einen ebenbürtigen, freien und selbstständigen König verwandelt hat, der sich von Oesterreich weder knechten, noch demüthigen läßt und Niemand als seinen Herrn anerkennt, außer Gott allein. Wollt Ihr dazu mir behülflich sein und mir beistehen in meinem Werk mit Euren Erfahrungen und Eurem Rath?

Ja, das wollen wir, riefen alle drei mit freudiger Begeisterung, ganz durchglüht und hingerissen von der edlen Gluth des Königs. Unser Blut und Leben gehört dem König und dem Vaterlande.

Friedrich reichte ihnen lächelnd die Hand dar. Ich rechnete auf Euch; auch Zietzen und Wintersfeldt werden uns nicht fehlen, und nicht voreilig und unvorbereitet werden wir in den Kampf ziehen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet, und es handelt sich nur um die Ausführung der Entwürfe, die ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe **). Sehen Sie, hier sind die Pläne zu unserm Feldzuge, hier sind die Marschrouten, die Angriffspläne. Wir werden also endlich schlagfertig diesen Oesterreichern gegenüberstehen, und wenn man gewagt hat, von meinem Vater zu sagen, daß er den Hahn immer gespannt hatte, aber ihn niemals abdrückte, so sollen sie sehen, daß wir

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Voltaire.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. XVIII. pag. 20.

jetzt bereit sind, abzdücken, und den Doppeladler von seiner stolzen Zinne herabzuschießen. Unsere Pläne sind, wie Sie sehen, meine Herren, wohlerwogen, und damit auch mein Volk erfahren möge, daß sein König nur einen Krieg eröffnet, um sein ihm bestrittenes gutes Recht sich von Oesterreich wieder zu erobern, so habe ich den Kanzler von Ludwig beauftragt, eine Schrift zu veröffentlichen, in welcher er den Völkern unsere rechtsbegründeten Ansprüche auf die Herzog- und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und die dazu gehörigen Herrschaften in Schlesien auseinanderzusetzen soll*). Der Kampf ist beschlossen und unabänderlich, laßt uns aber vorsichtig sein und verschwiegen, damit Niemand vor der Zeit Etwas von unsern Plänen erfahre und wir die Oesterreicher überraschen können. Und jetzt, meine Herren, lassen Sie uns auf die näheren Details unserer Pläne eingehen und prüfen Sie mit mir diese Entwürfe und Schlachtpläne.

VII.

Der König und der Freund.

Mehrere Stunden blieb der König in ernster Berathung mit seinen Vertrauten eingeschlossen, dann als sie ihn verlassen hatten, berief er Jordan zu sich und ihm mit von Begeisterung verklärtem Angesicht ent-

*) Preuß, Friedrich d. Gr. Vol. I. pag. 165.

gegengehend, reichte er dem Freunde seine beiden Hände dar.

Nun, Jordan, freue Dich mit mir! Die Zeit der trägen Ruhe ist vorüber, und es wird endlich Leben und Bewegung in diese rostige und knarrende Maschine der Staaten kommen. Du nanntest mich oft einen kühnen Adler! Jetzt wollen wir sehen, ob meine Flügel die Kraft haben mich zu kühnen Thaten empor zu tragen und ob meine Fänge scharf genug sind diesem feindlichen Doppeladler einige seiner besten Federn auszurupfen.

Ah, meine Ahnungen werden sich also erfüllen, rief Jordan, gegen Oesterreich richtet sich der erste kühne Waffengang meines Königs.

Ja, gegen Oesterreich, gegen diesen stolzen Widersacher, der mit neidischem und eifersüchtigem Auge jeden meiner Schritte überwacht, gegen Oesterreich, dem es beliebt Preußen als einen unterthänigen Vasallen betrachten zu wollen, gegen Oesterreich, dessen Kaiser es unter seiner Würde hielt, meinem Vater die Hand zur Begrüßung darzureichen und ihm einen Sessel anzubieten. Ah, jetzt werde ich es sein, welcher Oesterreich die Hand verweigert und es aus seiner behaglichen Ruhe aufschreckt.

Aber auch für Sie, mein König, wird es vorbei sein mit der Ruhe, vorbei mit der heiligen Dichtermuße, mit den Studien und Künsten. Der Liebling Apollon wird sich in einen Sohn des Mars umwandeln, und trauernd werden wir Alle dem Enteilenden nachschauen und nichts für ihn thun können, selbst nicht einmal mit unserer Brust ihn schützen gegen Gefahr und Tod.

Weg mit den trüben Gedanken, mein Freund, rief der König mit einem strahlenden Lächeln. Der

Tod erwartet uns Alle, und wenn er mich in der Schlacht auffuchen sollte, nun, so falle ich auf dem Bette der Ehre und meine Freunde und mein Volk und die Geschichte werden mich nicht vergessen. Das ist auch ein Trost und eine Hoffnung! Und dann, mein Freund, Du weißt es, ich glaube und baue auf dieses großes, erhabene und unfasßbare Wesen, welches die Welten regiert, ich glaube an Gott und lege mein Geschick getrost in seine Hand. Die Kugel, welche mich treffen soll, kommt von Gott*), und wenn sie mich nicht auf dem Schlachtfelde träfe, so könnte sie mich in meinem Zimmer, von mörderischer Hand gezielt, ereilen, und das wäre ein minder ehrenvoller und rühmlicher Tod. Ich muß aber etwas Großes, Entscheidendes und Ruhmwürdiges thun, damit mein Volk mich lieben, damit das ganze Publikum Vertrauen zu mir fassen und mir vertrauen kann. Es ist nicht genug, König zu sein durch Erbfolge und Geburt, man muß auch durch seine Thaten verdienen, es zu sein. Dieses Schlesien bietet mir dazu die schönste Gelegenheit dar, und zwar unter Umständen, die eine feste und solide Basis meines Ruhms begründen können**).

Ah, ich sehe es wohl, seufzte Jordan, es genügt Ew. Majestät nicht an der Liebe Ihrer Unterthanen, nicht an der begeisterungsvollen und ergebenen Zärtlichkeit Ihrer Freunde. Ein Anderes ist es, was Sie begehren, der Ruhm ist es, dem Sie nachstreben.

Ja, Du hast Recht, rief Friedrich lächelnd, dieses glänzende Phantom, genannt Ruhm, erscheint mir alle Tage. Ich weiß, daß es eine Thorheit ist, aber eine

*) Des Königs eigene Worte.

**) Des Königs eigene Worte. Oeuvres Vol. 17. pag. 73.

Thorheit, von der man sich schwer losmacht, wenn man einmal von ihr besessen ist. Rede mir also nicht von Gefahren, nicht von Strapazen und Sorgen, was ist dieses Alles im Vergleich mit dem Ruhm. Er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreifen kann, daß sie nicht Jedermann den Kopf verdreht*).

Oh Majestät, Tausenden hat diese Leidenschaft nicht bloß den Kopf verdreht, sondern auch den Kopf gekostet, sagte Jordan traurig. Das Schlachtfeld ist freilich das goldene Buch der Helden, aber nur mit Blut werden ihre Namen in demselben verzeichnet.

Es ist wahr, sagte der König sinnend, ein Schlachtfeld ist ein trauriges Bild für einen Poeten und Philosophen. Wäre ich nicht als Fürst geboren, so würde ich nur Philosoph sein wollen. Nun aber muß Jedermann in dieser Welt sein Handwerk treiben, und ich gedenke nichts halb zu thun. Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen. Beklage mich also nicht, mein Freund, daß diese Tage der Muße, des Friedens und der heiteren Freuden vorüber sind, daß ich im Felde stehen muß, während Du Dich mit Horaz amüßest, den Pausanias studirst und mit Anakreon jubelst und lachst. Ich beneide Dich nicht, mein Freund, denn mir winkt ein hohes, ein strahlendes Ziel, das ist der Ruhm. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, die Begierde nach Ruhm, selbst, um Dir nichts zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb haben mich dieser sanften Ruhe meines Lebens entrissen, und das glühende Verlangen meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in den Büchern der Geschichte zu lesen, treibt mich hinaus

*) Des Königs eigene Worte. Vol. 17.

auf den Kampfplatz*). Dort will ich mir die Lorbeerkränze verdienen, die sogar ein König nicht von selbst in seiner Wiege und auf seinem Throne findet, sondern die er sich als Mensch und als Held erkämpfen muß.

Und die einst strahlend und für alle Zeiten die Stirne meines Helden, die Stirne Friedrichs des Einzigen umkränzen werden, rief Jordan mit Thränen in den Augen. Oh, ich sehe für Euch eine glänzende ruhmestrahkende Zukunft vor mir. Mag sein, daß ich dann nicht mehr bin. Aber wo auch mein Geist, — und wenn ich Ihnen gegenüber stehe, mein König, fühle ich, daß der Geist unsterblich ist, — wo auch mein Geist dann weilen mag, immer wird er in seinem edelsten und göttlichsten Theil bei meinem König und bei meinem Herrn sein, und ob todt oder lebendig, werde ich immer bei Ihnen sein, Sie zu lieben als meinen Freund, Sie zu verehren als meinen Herrn, Sie zu bewundern als den einzig begabten, von göttlichem Feuer durchglühten Genius.

Oh rede nicht vom Sterben, rief der König und sein brennender Blick ward jetzt von einer sanften Rührung umschleiert. Nein, mein Freund, rede nicht vom Sterben. Ich bedarf Deiner, und ich meine, die wahre Freundschaft müßte so stark sein, daß sie selbst den Tod überwindet. Wir, mein Jordan, wir dürfen einander nicht verlassen, denn wir gehören zu einander, und es wäre wahrlich grausam von Dir, mich eines Besitzes zu berauben, dessen die armen Könige sich so selten rühmen dürfen, mich in Dir eines treuen und wahrhaften Freundes zu berauben. Nein, Jordan, Du wirst mir nicht sterben und wenn ich auch in den

*) Des Königs eigene Worte. Ebendasselbst.

Krieg gehe, so werde ich doch auch Dir nicht sterben, so werde ich doch auch dort Deiner bedürfen. Du sollst mein Cicero sein, wo es die Vertheidigung der Gerechtigkeit meiner Sache anbetrifft, ich werde Dein Cäsar sein, was die glückliche und siegreiche Ausführung derselben anbelangt*).

Jordan war keiner Antwort mächtig; es arbeitete und kämpfte in seinen Zügen, und indem er leise und traurig sein Haupt schüttelte, rollten zwei große Thränen langsam über seine Wangen hin.

Der König betrachtete ihn mit zärtlichen, aber auch zugleich mit angstvollen Blicken. Er sah sehr wohl diese tiefen fieberhaften Purpurflecken, diese Rosen des Grabes, welche auf den eingefallenen, durchsichtigen Wangen seines Freundes standen, er sah, daß seine Gestalt täglich schwächer und zusammengefallener erschien, er hörte den Athem, welcher heiß und feuchend aus seiner Brust hervorging.

Eine trübe Ahnung beschlich das Herz des Königs, das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, und unfähig, seine Bewegung noch länger zu verbergen, durchschritt er das Gemach und trat zum Fenster, seine heiße Stirn an die Scheiben lehrend und die Thränen nicht mehr zurückhaltend, die er, außer Gott, Niemand wollte sehen lassen.

Mein Gott, mein Gott, murmelte er leise, wie arm ist doch ein Fürst. Ich habe nur so wenige Freunde und auch diese werden mir vielleicht nur noch kurze Zeit gehören. Suhm liegt krank in Warschau darnieder, und wer weiß, ob ich ihn jemals wiedersehe. Jordan ist neben mir, aber ich sehe schon den Tod,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. 17. pag. 84.

welcher sein Leben unterwühlt und ihn vielleicht schon bald von meiner Seite reißen wird *).

Jordan stand unbeweglich und blickte hinüber auf den König, der noch immer das Haupt an das Fenster lehnte. Er wagte es nicht den König zu stören, und doch hatte er ihm eine wichtige, aber auch eine traurige Nachricht zu melden.

Als der König sich noch immer nicht zu ihm umwandte, ging Jordan endlich zu ihm hin, und legte leise die Hand auf die Schulter seines königlichen Freundes.

Verzeihung, mein König, sagte er mit zärtlichem bebendem Ton, Verzeihung, daß ich Ihr Sinnen zu unterbrechen wage. Aber ein Held vor der Schlacht darf sich keinem traurigen Sinnen überlassen, und

*) Jordan starb im Jahre 1745 an der Schwindsucht, deren Keime er schon Jahre lang in sich getragen. Schon mehrere Monate vor seinem Tode war er nicht mehr im Stande auszugehen. Der König besuchte ihn aber fast täglich. Als er das erste Mal, ohne Bagen oder sonstige Begleitung kam, sagte er zu den Verwandten und Pflegern des Kranken, die sein Lager umstanden: Ich bitte Sie, mich ganz allein mit ihm zu lassen. Ich werde ihn pflegen und ihm Alles geben, dessen er bedarf; ich werde mir Mühe geben, es so gut zu machen, als wenn Sie selber ihm beiständen. — So oft der König dann später kam, gingen alle Anwesende schon von selbst hinaus, und Friedrich blieb oft Stunden lang mit dem kranken Jordan allein. Als Jordan die Nähe seines Todes fühlte, nahm er von dem König, der ihn am Nachmittag zu der gewohnten Stunde besuchte, den zärtlichsten Abschied und empfahl ihm seine beiden kleinen mutterlosen Töchter und seinen armen treuen Bedienten. Der König verließ ihn tief traurig. In der Nacht starb Jordan, und als am andern Morgen sein Bruder zum König kam, fand er ihn vor dem Bilde des Verstorbenen stehen und es mit inniger Rührung betrachten. Er erzählte dem König auf dessen ausdrückliches Verlangen die letzten Momente seines Bruders, und der König, der ihn etwas fragen wollte, konnte nicht sprechen, seine Stimme erstickte in Thränen. Thiébault, Vol. V. pag. 229.

wenn er an den Tod denkt muß er ihn mit Lächeln begrüßen, denn der Tod ist sein Verblindeter geworden und sein Adjutant, und wenn er selbst nach den liebsten und theuersten Freunden seine Hand ausstreckt und sie begehrt, so muß der Held und Krieger sie ihm geben als ein Opfer, das er seinen Siegen darbringt.

Der König wandte sich rasch zu dem Sprechenden um und sein scharfer, durchbohrender Blick schien bis in das Innerste seines Freundes dringen zu wollen.

Du hast mir eine Todesnachricht zu bringen, Jordan? fragte er kurz, vom Fenster zurücktretend und sich auf die hohe Lehne eines Fauteuils stützend, als fühle er, daß er eines Anhalts bedürfe, um nicht zusammen zu sinken.

Du hast mir eine Todesnachricht zu bringen, Jordan, wiederholte er heftiger, als Jordan noch immer schwieg.

Ja, eine Todesnachricht, mein König, sagte dieser endlich tiefbewegt. Das Schicksal will Ew. Majestät an solche traurige Kunde allgemach gewöhnen, damit Ihr Herz nicht wanke, wenn in der Schlacht noch mehrere Ihrer Freunde fallen werden.

Es ist also ein Freund, der mir gestorben ist? rief der König erbleichend.

Ein Freund, Sire, und zwar der geliebtesten einer.

Der König antwortete nicht sogleich. Er ließ sich in den Fauteil niedergleiten und lehnte das Haupt zurück, indem er mit den Händen fest und krampfhaft die Seitenpolster umflammerte.

Dann fragte er mit lauter, tonloser Stimme: Ist es Suhm?

Ja, es ist Suhm, mein König. Er ist in War-

schau gestorben. Hier ist sein letzter Brief an Ew. Majestät. Sein Bruder hat ihn mir gesandt, damit ich ihn in die Hände Ew. Majestät niederlege.

Der König stieß einen Schrei aus und schlug die beiden Hände vor sein erbleichendes Angesicht. Große Thränen rannen zwischen seinen schlanken, weißen Fingern hervor, glänzender und schöner als die Diamanten, welche seine Hände schmückten, strahlender und kostbarer als die Edelsteine einer ganzen Welt. Dann ließ er seine Hände herabgleiten, und mit einer hastigen Bewegung die Thränen aus seinen Augen fortschüttelnd, erbrach er den Brief und las ihn, zuweilen hoch aufseufzend und ächzend und in sich erschauernd. Nun ließ er langsam die Hand mit dem Briefe fallen und starrte vor sich nieder.

Suhm ist todt, murmelte der König dann leise, und mit einer so klagenden und weichen Stimme, daß Jordan sein Herz erzittern fühlte in unbeschreiblicher Rührung. Suhm ist todt, dieser Freund, der mich so aufrichtig liebte, wie ich ihn, dieser edle Mann, der mit so viel Geist, so viel Aufrichtigkeit und Gefühl vereinigte. Ach, ich möchte lieber Millionen verloren haben als ihn. Suhm ist todt! Mein Herz wird um ihn trauern, tiefer, als man um die meisten Verwandten trauert. Sein Andenken wird so lange währen, als ein Tropfen Blutes in meinen Adern rinnt, und seine Familie soll die meine sein! Ach, das Herz blutet mir, und diese Wunde ist so tief, tiefer als eine Kugel oder ein Schwert sie zu schlagen vermag*).

Und der König, ganz überwältigt vor Schmerz,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. 18. pag. 25.

legte sein Haupt in seine Hände und weinte laut. Dann, nach einer langen Pause richtete er sich plötzlich aus seinem Sessel empor und stand hoch und stolz und erhobenen Hauptes vor Jordan da. Seine Züge hatten einen festen, fast ehernen Ausdruck angenommen, seine Augen glühten wieder wie zwei Schwerterspitzen.

Jordan, sagte er mit lauter voller Stimme, jetzt kann der Tod mir nichts mehr anhaben und mein Herz nicht mehr treffen. Er hat einen eisernen Panzer um mein Herz gelegt, und wenn ich jetzt in den Kampf gehe, so werde ich siegen über alle meine Feinde, denn meinen Freund hat der Tod als Siegesopfer sich hinweggenommen, und weil er mich in der Schlacht nicht treffen wollte, so traf er mich vorher in meinem Freunde! Jordan, Jordan, diese Wunde blutet sehr! Aber wir wollen sie verbinden, und Niemand soll die blutgetränkten Tücher sehen, mit welchen wir sie verhüllen. Ich habe den Tod überwunden, jetzt will ich kämpfen und siegen als ein Held und als ein König. Was kümmerts die Welt, ob ich dabei leide. Die Welt soll nichts davon wissen. Eine Maske vor unser Angesicht. Eine Larve über unsere Schmerzen. Lachen wir wieder und scherzen wir, indeß wir trauern über den Freund, indeß wir uns rüsten wider den Feind. Spielen wir also hier ganz still den Cäsar und Antonius, bis wir sie einst reeller nachahmen können*). Komm, Jordan, komm, wir wollen hingehen und „Cäsar's Tod“ probiren.

*) Oeuvres Vol. 18. pag. 20.

VIII.

Abschiedsaudienz des österreichischen Gesandten, Marquis von Botta.

Jubel und Lust herrschte heute im Königschloß zu Berlin. Beim König fand ein glänzendes Diner statt, dann sollte der Hof in den neuengerichteten Zimmern der Königin-Mutter den Caffee einnehmen, und Abends war ein Maskenball angesagt, zu dem der Hof, der Adel und die höheren Beamten geladen waren.

Die officiële Trauer um den Kaiser war zu Ende und man durfte sich nun ungestört den Freuden und Vergnügungen des beginnenden Carnevals überlassen. Niemals hatte der Hof ein glänzenderes und üppigeres Leben geführt, als jetzt, Feste folgten auf Feste, und selbst die altfränkischen und philisterhaftesten Bürger der guten Stadt Berlin fingen an sich mit dieser neu-modischen Regierung zu befreunden, welche so viel Geld unter die Leute brachte und den Handwerkern und Gewerbetreibenden so viel Verdienst und Nahrung zuführte. Man hatte sich berechnet, daß ein luxuriöser und verschwenderischer Hof den Bürgern mehr einbringe, als ein sparsamer und unscheinbarer, und man war es daher jetzt schon zufrieden, daß diese Schaar der königlichen Lakaien starrte von Goldtreffen, daß das Königschloß mit einer ungeheuren Pracht ganz neu ausgestattet worden, daß die daselbst befindlichen neuen Zimmer der Königin-Mutter nicht blos von einem nie gesehenen Luxus zeugten, sondern sogar ein Gemach enthielten, in welchem alle Verzierungen und alle Geräthschaften aus massivem Golde bestanden, daß man da goldene

Kronleuchter, Wand- und Armleuchter und Gueridons sah, daß sogar die Tafeln und Brandruthen des Kamins aus purem Golde bestanden*). Man erzählte sich mit einem stolzen Lächeln, daß sogar der Englische und der Französische Gesandte erstaunt gewesen über dieses „goldene Kabinet“ der Königin-Mutter, und daß sie Beide erklärt hätten, in den Königsschlössern von Paris und London, vielleicht in der ganzen Welt, sei nicht eine ähnliche Pracht und Herrlichkeit zu finden.

Die Berliner, wie gesagt, fingen an stolz auf ihren Hof und ihren König zu werden, und sie fanden es ganz natürlich, daß der junge achtundzwanzigjährige Herrscher sich gar wenig um die Staatsgeschäfte zu kümmern, sondern seine ganze Zeit der Freude und dem Vergnügen zu widmen schien.

Der König hatte also seinen Zweck erreicht. Niemand ahnte den tiefen Ernst, den er hinter müßigem Spiel verbarg, Niemand dachte daran, daß dieser stets heitere, lächelnde Fürst, auf dessen Lippen immer ein geistreicher Scherz, ein sanglantes Bonmot schwebte, der jeden Abend ein Concert veranstaltete, in welchem er selber die Flöte blies, der sich umgab mit Künstlern, Dichtern und lebenslustigen Cavalieren, und mit ihnen manche Nacht in toller übermüthiger Lust durchjubelte, Niemand ahnte, daß dieser so unbefangene und harmlose junge Fürst in Begriff stand die ganze bisherige Politik der europäischen Staaten umzustossen und Deutschland eine neue Gestalt zu geben. Der König hatte nicht einen Moment die Maske von seinem Antlitz gleiten lassen, und unter den Schleiern unverbrüchlichen Geheimnisses waren seine Pläne gediehen und

*) König. Historische Schilderung 2c. Theil V. Bd. 2. pag. 20.

zur Reise gelangt. Jetzt war der Moment ihrer Aus-
führung gekommen und heute Abend noch, heute wäh-
rend des Maskenballs, der mit so viel Pomp und
Pracht veranstaltet ward, wollte der König mit seinen
Regimentern Berlin verlassen, um sich gleich nach
Schlesien zu begeben. Aber selbst seine Truppen kann-
ten nicht das Ziel ihres Marsches. Die Zeitungen
hatten verkündet, daß die Truppen Berlin verlassen
sollten, um neue Winterquartiere zu beziehen, und man
hatte arglos genug diesem Märchen überall Glauben
geschenkt.

Nur einige wenige Vertraute und die ihn beglei-
tenden Generale wußten um das Geheimniß, und mit
diesen Letzteren hatte der König nach der heutigen
glänzenden Mittagstafel eine letzte Unterredung in
seinem Arbeitskabinet. Er ertheilte ihnen ihre nöthigen
Ordres, er gab ihnen ihre letzten Verhaltungsbefehle,
und indem er ihnen die Stunde der Abreise bestimmte,
befahl er ihnen die Officiere aller marschirenden Re-
gimenter zu dieser Zeit auf dem Schloßplatz zu ver-
einigen.

Und nun, meine Herren, sagte der König dann,
nun, da wir mit den Geschäften fertig sind, lassen
Sie uns nur noch an unser Vergnügen denken und
uns der Freude hingeben, von der wir nicht wissen,
wie lange sie uns nachher fern bleiben wird. Ich sehe
Sie heute Abend auf dem Maskenball, dort wollen
wir mit den Damen tanzen, bevor der Waffentanz
beginnt.

Als die Generale ihn verlassen hatten, kamen die
Kammerdiener um die Königliche Toilette zu besorgen,
zu der Pelissier heute Abend einen neuen prächtigen
Anzug nach der neuesten Pariser Mode geliefert hatte.
Der König wollte sich seinem Hofe noch einmal in allem

Glanze zeigen, bevor er den Salon mit dem Feldlager vertauschte, er wollte noch einmal der elegante Cavalier sein, bevor er der raube Krieger ward. Niemals hatte er daher mehr Sorgfalt auf seine Toilette verwandt, niemals hatte er geduldiger sich den Händen des Friseurs überlassen, wie heute, ja, als seine Toilette vollendet war, ging er sogar zu dem großen Spiegel hin, um mit prüfendem Blick seine ganze Gestalt zu betrachten und seine kostbare Toilette anzuschauen.

Nun, sagte er leise, wenn der Marquis Botta von diesem Modenarren, den ich da im Spiegel sehe, nicht hintergangen wird, so ist das wahrhaftig nicht meine Schuld. Dieser gute österreichische Gesandte müßte wahrlich eine sehr feine Nase haben, wenn er hinter dieser ambradustenden, mit Spitzen und Schleifen ausgestaffirten Salonpuppe den Kriegsmann wittern wollte. Ich denke, er wird meiner guten Muhme der Maria Theresia weiter nichts zu sagen haben, als daß der König von Preußen sich sehr gut anzukleiden versteht und ein vollendeter Modeheld, aber kein Kriegsheld ist.

Und der König begab sich lachend hinüber in die Gemächer der Königin-Mutter, wo der ganze Hof versammelt war, und wo Friedrich dem Marquis von Botta, dem Abgesandten der jungen Kaiserin von Oesterreich eine Abschiedsaudienz ertheilen wollte.

Friedrich hatte ganz Recht gehabt, der Marquis war getäuscht worden von dieser Maske harmloser Lustigkeit und gedankenloser Freuden, welche der König sich und seinem ganzen Hofe angeheftet hatte. Er war von der Kaiserin mit der geheimen Instruction abgesandt worden, die Absichten des preussischen Königs zu sondiren, während er officiell nur den Auf-

trag hatte, zu danken für die Glückwünsche, welche der König der Kaiserin zu ihrer Thronbesteigung gesandt hatte.

Der Marquis von Botta, wie gesagt, hatte sich täuschen lassen von dieser anscheinenden Harmlosigkeit des Königs und die Warnungen und Andeutungen Mannteuffels waren bis jetzt vergeblich gewesen.

Ich gehe mit der festen Ueberzeugung, sagte er zu dem Grafen Mannteuffel, mit dem er das Kommen des Königs erwartend, sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, während der Hof sich plaudernd, schäfernd und lachend in den Sälen auf und ab bewegte, und die beiden Königinnen in dem goldenen Kabinet der Königin-Mutter mit ihren vertrautesten Damen eine Partie Quadrupel spielten, ich gehe mit der festen Ueberzeugung, sagte der Marquis, daß der König durchaus nur friedliche Absichten hegt und gar nicht daran denkt, den Frieden stören zu wollen.

Graf Mannteuffel zuckte die Achseln. Sie werden morgen schon in dieser Ueberzeugung wankend gemacht werden, denn diese Nacht noch verläßt der König Berlin, um mit seiner Armee nach Schlesien zu gehen.

In diesem Moment erschien dort drüben in der Thür des goldenen Kabinetts die von Brillanten funkelnde Gestalt des Königs. Eine plötzliche Stille trat ein, das Plaudern und Lachen verstummte, und Jedermann beugte sein Haupt nieder und verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dieser glänzenden, lichtvollen Erscheinung des jugendlichen Königs.

Friedrich neigte lächelnd sein Haupt, aber er blieb in der geöffneten Thür stehen und seine flammenden Blicke überflogen prüfend den ganzen Saal. Es schien ihm Vergnügen zu machen, so gewissermaßen vor seinem ganzen Hofe dazustehen und sich dem Anschauen aller

dieser bewundernden, neugierigen, forschenden Augen darzubieten. Wie ein köstliches lebensvolles Bild der Jugend, Schönheit und Männlichkeit stand er da in diesem Rahmen der Thür, strahlend wie in einem Meer von Licht und Glanz, von hinten beleuchtet durch den goldenen Kronleuchter des Kabinetts der Königin, während die großen Lüstres des Saals vor ihm ihre Lichtmassen gerade auf seine Gestalt zu concentriren schienen, und sein blaues, mit kostbarer Silberstickerei verziertes Sammetkleid und die Silberbrocatweste mit den großen Knöpfen von Brillanten funkeln und leuchten machten.

Sehen Sie nur diesen wundervollen gepuzten, schönen jungen Mann, flüsterte Marquis Votta. Sehen Sie dieses jugendliche von Lust und Freude strahlende Angesicht, diese mit Brillantringen geschmückten, von kostbaren Spitzenmanschetten eingefassten Hände, die so zart, weiß und fein sind, daß sie der zierlichsten Dame Ehre machen würden, sehen Sie dieses zierliche, schlanke, von weiß seidenen Strümpfen umhüllte Bein, und diesen kleinen zarten Fuß, der sich jungfräulich verbirgt in dem glänzenden Schuh, der mit hohen rothen Hacken und diamantenen Schnallen verziert ist. Ah, und Sie wollen mich glauben machen, daß dieser kleine zierliche Fuß soldatisch marschiren will, statt in zierlicher Menuett über den parquettirten Fußboden zu tänzeln, daß diese kleine durchsichtige zarte Hand, die nur das Niechfläschchen oder die Schreibfeder zu halten vermag, das Schwert und den Commandostab führen will. Ach, ach, mein lieber Graf, Sie machen mich lachen mit Ihren düstern Prophezeihungen.

Und doch beschwöre ich Sie, glauben Sie mir, und eilen Sie, sobald diese Audienz zu Ende ist, nach Ihrem Hotel, kehren Sie mit Courierpferden nach

Wien zurück, gönnen Sie Sich keine Stunde Schlaf, keine Minute der Erholung, bis Sie Wien erreicht, bis Sie Ihre Kaiserin bewogen haben, sofort alle Ihre Regimenter, ja, Ihre ganze Armee in Eilmärschen nach Schlesien, nach Breslau zu senden. Wenn Sie es nicht thun, wenn Sie meinen Rath mißachten, so wird der König von Preußen früher in Breslau sein, wie Sie in Wien, und Ihre Kaiserin wird von den fliehenden Einwohnern der ohne Schwertstreich besiegten Provinz die Nachricht erhalten, die Sie heute nicht glauben wollen.

Der tiefe Ernst des Grafen hatte etwas so Ueberzeugendes, Eindringliches, daß der Marquis von Botta seine Arglosigkeit und sein Vertrauen doch davon erschüttert fühlte, und mit staunender, zweifelnder Miene hinüber blickte nach dem jungen Monarchen, der sich eben lächelnd und heiter mit einigen Damen unterhielt.

Aber während er sprach, hatte der König nicht einen Moment diese beiden Herren aus dem Gesicht verloren, die da in der Fensternische lehnten und deren Gedanken er in ihren Mienen las.

Er begegnete jetzt mit festem Blick den auf ihn gerichteten Augen des Marquis und winkte ihn mit einer leichten Kopfbedeckung zu sich. Der Marquis nahm eine feierliche Miene an, und näherte sich dem König, der in der Mitte des Saales stand, umgeben von seinen Generälen und Vertrauten.

Eine tiefe Stille trat ein. Aller Augen richteten sich mit gespannter Erwartung auf diese glänzende Gruppe, aus welcher der junge Monarch als der glänzende, lichtstrahlende Mittelpunkt hervorragte; für Diejenigen, denen die Absichten und Pläne des Königs bekannt waren, war diese Scene ein interessantes Schau-

spiel, ein pikanter Scherz, während sie für Diejenigen, welche nicht zu den Eingeweihten gehörten, sondern nur eine dunkle, unbestimmte Ahnung hatten von dem, was geschehen sollte, ein wichtiger, inhaltsreicher Moment der Beobachtung war, um vielleicht eine Bestätigung oder Verneinung ihrer Ahnung zu erhalten.

Der österreichische Gesandte, Marquis von Botta, stand jetzt dem König gerade gegenüber und machte ihm seine ceremoniellen, ehrerbietigen Verbeugungen.

Der König nickte leicht mit dem Kopf. Sie kommen also wirklich, um Abschied zu nehmen, Herr Marquis, sagte er leichtthin.

Sire, Ihro Majestät, meine erhabene Kaiserin ruft mich zurück, und ich muß ihren Befehlen Folge leisten, so glücklich ich mich auch preisen würde, wenn es mir noch länger vergönnt wäre, mich in dem Anschauen eines so edlen, erhabenen Monarchen zu sonnen.

Nun, es ist wahr, sagte der König, ein wenig Sonne würde Ihnen sehr wohlthätig sein, Herr Marquis. Sie werden eine kalte Rückreise haben.

Oh, Majestät, die Kälte wäre noch ein leicht zu ertragendes Uebel, seufzte der Diplomat.

Es giebt also da noch andere Uebel, welche Ihre Reise beängstigen?

Ja, Sire, es giebt da diese fürchterlichen Wege durch die beklagenswerthe österreichische Provinz Schlesien. Ach, Majestät, das sind Landstraßen und Wege, von denen Ew. Majestät in Ihren glücklichen und gesegneten Landen gar keine Vorstellung haben kann und die glücklicher Weise auch in den andern österreichischen Provinzen eine Unmöglichkeit sind. Dieses arme Schlesien ist das Schmerzenskind meiner erhabenen Monarchin, es macht ihr nur Sorgen und Kummer, aber

vielleicht gerade deshalb liebt sie es so sehr und möchte ihm so gerne hülfreich sein. Indes die Natur selber scheint der Kaiserin edle und wahrhaft ritterliche Absichten verhindern zu wollen. Furchtbare Regengüsse haben neuerdings wieder die Landstraßen, welche erst mit großen Kosten passirbar gemacht worden, verheert, und wie ich zu meinem Schrecken erfahre, wird es kaum für einen einzelnen Reisenden möglich sein, diese schlesischen Landstraßen zu befahren, ohne in die äußerste Gefahr zu gerathen.

Ei nun, sagte der König gelassen, das Schlimmste, welches Demjenigen begegnen kann, der diese Wege zu passiren hat, ist doch nur, sich zu beschmutzen.

Verzeihung, Sire, rief der Marquis lebhaft, man riskirt seine Gesundheit, ja sogar sein Leben auf diesen, von tiefen, unsichtbaren, mit stehendem Wasser angefüllten Sumpflöchern unterbrochenen Wegen, man kann da in diesen Schmutzregionen, wie in den reinen Schneeregionen der Alpen in Abgründe hinunterstürzen, von deren Existenz man keine Ahnung hatte, bevor man den halsbrechenden Weg in die Tiefe gemacht. Oh, beneidenswerth sind alle Diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich in diese Gefahren zu stürzen.

Der König war jetzt dieses listigen diplomatischen Spieles überdrüssig, er war es müde, die forschenden, beobachtenden Blicke des Gesandten in seinem Antlitz spähen zu sehen; in seiner Siegesgewißheit und dem edlen Stolz seiner unverhüllten, wahrheitsliebenden Natur gelüstete es ihn endlich die Maske fallen zu lassen, welche dem Marquis sein stolzes, heldenkühnes Antlitz verborgen gehalten. Der Moment der That war gekommen, es war also nicht mehr nöthig, sie in die Schleier des Geheimnisses einzuhüllen.

Nun, mein Herr, sagte der König mit lauter,

feſter Stimme, wenn Sie denn wirklich ein ſo fürchterliches Grauen vor den ſchleſiſchen Landſtraßen haben, ſo rathe ich Ihnen, lieber hier in Berlin zu bleiben. Ich werde ſtatt Ihrer nach Schlefien gehen und meiner erhabenen Mühme, der Kaiſerin Maria Thereſia durch die Stimme meiner Kanonen ſagen laſſen, daß die ſchleſiſchen Landſtraßen für einen Deſterreicher zu lebensgefährlich und gewagt, für den König von Preußen aber gerade bequem und geeignet ſind, um auf ihnen nach Breslau zu marſchiren.

Wie? Ew. Majeſtät wollen nach Breslau marſchiren? fragte der Marquis entſetzt.

Ja, mein Herr, nach Breslau! Und da, wie Sie ſelber vorher bemerkten, dieſe ſchleſiſchen Landſtraßen für einen einzelnen Reiſenden zu gefährlich ſind, nun, ſo werde ich meine Armee mit mir nehmen, damit ſie meinen Wagen vor dem Umſturz beſchütze.

Oh, rief der Marquis traurig, Ew. Majeſtät will alſo einen Einfall in die Lande meiner erhabenen Monarchin machen?

Der König ſchleuderte auf ihn einen Blick voll zorniger und ſtolzer Verachtung. Unter den Hofleuten erhob ſich ein unwilliges Gemurmel, man ſah die Generale ihre Hände an ihre Schwerdter legen, und ihre Blicke mit einem ſtolzen, herausfordernden Ausdruck auf dieſen übermüthigen Deſterreicher richten, der es wagte, dem König von Preußen einen Vorwurf zu machen.

Der König winkte ſeinen Generalen lächelnd mit der Hand, und ſich wieder an den Marquis wendend, ſagte er gelaffen: Sie drücken ſich falſch aus, Herr Marquis. Ich will keinen Einfall in die Lande der Kaiſerin von Deſterreich machen, ſondern ich will mir wieder holen, was Mein iſt, Mein durch anerkanntes

Recht, durch Erbschaft und geheiligte Verträge, deren Urkunden nur unter dem Wust und Staub der österreichischen Staatskanzlei vergraben liegen. Wir wollen mit den guten Lungen unserer Soldaten diesen Staub ein wenig hinwegblasen, damit die Kaiserin diese Urkunden wieder lesen und sich von meinem guten Recht auf die Provinz Schlesien überzeugen könne. Sie wissen es ja, mein erhabener, in Gott ruhender Vater hat den Hahn gespannt, ich drücke los, das ist das Ganze.

Aber Ew. Majestät laufen dabei Gefahr, sich selber zu verwunden, rief der Marquis; es ist gefährlich, alte verrostete Gewehre abzuschießen, sie können leicht platzen und diejenigen zerschmettern, welche sie auf Andere richten.

Nun, so werde ich sie erst mit Del schmieren lassen, bevor ich los drücke, sagte der König lächelnd.

Ew. Majestät werden das Haus Oesterreich vielleicht zu Grunde richten, sagte der Marquis. Sich selbst aber ganz gewiß auch.

Es hängt ja nur von der Kaiserin-Königin ab, die Anerbietungen anzunehmen, welche ich ihr eben jetzt durch meinen Gesandten in Wien machen lasse, rief der König.

Der Marquis seufzte, und senkte traurig sein Haupt auf seine Brust, dann als er es wieder emporrichtete, zeigten seine Züge einen lächelnden ironischen Ausdruck.

Sire, sagte er, ich muß es gestehen, Ihre Truppen sind schön; die österreichischen Truppen haben nicht das glänzende Aeußere, aber sie haben sich etwas versucht, sie haben oft schon im Feuer gestanden.

Der König trat ihm lebhaft einen Schritt näher, und seine glühenden Blicke richteten sich jetzt wie zwei

Dolchspitzen auf das lächelnde Antlitz des österreichischen Abgesandten.

Sie finden, daß meine Truppen schön sind, sagte er ungestüm. Eh bien, ich werde Sie überführen, daß sie auch brav sind.

So sprechend nickte er dem österreichischen Gesandten leicht hin einen Abschiedsgruß zu. Die Audienz war zu Ende, der österreichische Gesandte machte seine officiellen Verbeugungen und verließ unter dem tiefen Schweigen des ganzen Hofes den Saal*).

Raum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als das edle Antlitz des Königs wieder seinen gewöhnlichen sanften und erhabenen Ausdruck annahm.

Mit einem lächelnden Gruße sich verneigend, sagte er frohmüthig: Mesdames et Messieurs, es wird Zeit sein, die Toilette für den Maskenball zu beginnen. Wir haben unsere Maske ein wenig abgeworfen, Sie aber werden es wohl an der Zeit finden, die Ihrigen anzulegen. Leben Sie wohl bis dahin.

IX.

Der Maskenball.

Die Säle strahlten im Lichterglanz, und durch die glänzend geschmückten Königshallen bewegte sich der Zug fabelhafter, phantastischer Gestalten in buntem

*) Diese ganze Unterredung ist historisch. Siehe: Preuß. Friedrich der Große. Vol. I. pag. 171.

Gemisch auf und ab. Die Repräsentanten aller Nationen, so schien es, hatten sich heute im Königschloß zu Berlin zusammengefunden, um dem jungen Heldenkönig ihre Grüße darzubringen. Man sah da Griechen und Türken in ihren goldgestickten, mit Brillanten besetzten Gewändern, Spanierinnen, Odaliskten, Russinnen und deutsche Bäuerinnen jeglicher Art und Tracht, wunderbare Märchengestalten, goldflimmernde Feen, Zauberinnen und Zigeunerinnen, ernste Mönchsgestalten, altdeutsche Ritter in silbernen Panzern, züchtige Burgfräulein und verschleierte Nonnen. Es war ein überaus prächtiger, bezaubernder Anblick, diese mit so vielen verschiedenen Gestalten angefüllten, glänzend erleuchteten, prachtvoll decorirten Säle zu sehen, diese herrlichen Costüme, diese geschmackvollen Trachten zu beobachten, und wären diese todten, leblosen, grinsenden, verzerrten, stieren Gesichter nicht gewesen, so würde man geglaubt haben, sich in dem lichtstrahlenden Elysium zu befinden, wo alle Völker und alle Stämme sich einten zum seligen, ungetrübten Genuß. — Aber diese kalten glänzenden Larven, hinter denen sich die von Lebensfreude, Uebermuth und Lust strahlenden Gesichter verbargen, störten ein wenig den herrlichen Anblick und riefen den verklärten Beschauer in die Gegenwart und die irdische Wirklichkeit zurück.

Nur in dem letzten dieser Säle befand sich eine Gruppe, welche unmaskirt war. Dort saßen die beiden Königinnen, strahlend von Gold und Edelsteinen, denn Sophie Dorothea hatte jetzt nicht mehr nöthig, ihre wundervollen Brillanten zu verbergen, sie durfte sich ungescheut mit denselben vor ihrem ganzen, neidischen und erstaunten Hofe sehen lassen, und Elisabeth Christine, welche wußte, daß ihr Gemahl bei festlichen Gelegenheiten es liebte, daß die Königin von Preußen

auch in ihrer Erscheinung ihre Größe und Würde repräsentire, hatte ihren wundervollen aus Smaragden und Brillanten zusammengesetzten Schmuck angelegt, der stets die Bewunderung des ganzen Hofes erregte, und den der Baron von Bielfeld für ein wahres Wunderwerk von Schönheit und Reichthum erklärt hatte*).

Neben den beiden Königinnen und den Prinzessinnen Ulrike und Amalie befand sich der König, welcher sein glänzendes Ballcostüm beibehalten hatte, und hinter den königlichen Herrschaften standen die Damen und Cavaliere des Hofstaates, Alle demaskirt, die Larven in der Hand haltend, denn Niemand durfte es wagen, mit der Maske diesen Saal zu betreten, in welchem die beiden Königinnen und die königliche Familie verweilten.

Der König und die Königin-Mutter wollten soeben das Versprechen erfüllen, welches sie sich gegenseitig gegeben hatten; Sophie Dorothea wollte sich den Grafen Réal vorstellen lassen, während der König die junge, seit einigen Tagen vermählte Gräfin Rhedern an seinem Hofe willkommen hieß.

Soeben verkündete die laute ironische Stimme des Ober-Ceremonienmeisters Baron von Pöllnitz den königlichen Herrschaften die Ankunft des Grafen und der Gräfin Rhedern, so wie des Grafen von Réal, und die so feierlich Annoncirten traten jetzt in diesen Saal ein, in dieses Sanctuarium, das nur den Bevorzugten und Berechtigten, nur denen, welche durch hervorragende Geburt oder Gunst, oder durch den Hofdienst der Königsfamilie näher standen, sich öffnete, und das

*) Bielfeld. Lettres, Vol. I. pag. 83.

außer diesen Niemand ohne besondere Einladung oder Erlaubniß betreten durfte.

An der Hand ihres Gemahls, des Grafen Rhedern, betrat die neugeschaffene Gräfin Rhedern, geborne Draguelin, diesen Saal. Ihr Antlitz war vollkommen ruhig, kalt und ernst, ein Ausdruck fester Entschlossenheit sprach aus ihren Zügen, welche weder den Reiz der Schönheit noch der Jugend mehr besaßen, aber dennoch nicht ohne Interesse und Bedeutung waren. Eine feste, energische Seele verkündete sich in diesem Angesicht, ein Ausdruck tiefer Güte umspielte diesen etwas großen aber nicht übel geformten Mund, und aus diesen großen dunklen Augen, die nicht schüchtern geseht, sondern ruhig und fest auf die Königsfamilie hingewandt waren, sprach so viel Geist, Kühnheit und Leidenschaft, daß man wohl sah, dies sei kein gewöhnliches Weib, sondern eine starke, feurige und entschlossene Frau, welche Muth genug besaß, das Schicksal herauszufordern, und es sich nöthigen Falls nach ihrem eigenen Willen zu formen und zu modeln.

Aber die stolze und herrschsüchtige Königin Sophie Dorothea fühlte sich unangenehm berührt von diesen gerade auf sie gerichteten ernstesten Blicken der Gräfin. Sie würde, wenn die Gräfin zitternd und mit niedergeschlagenen Augen, ganz zerschmettert von diesem ungeheuren Gewicht der unerhörten, königlichen Gnade sich ihr genähert hätte, vielleicht geneigt gewesen sein, ihr den Mangel an Geburt und Herkommen gnädigst zu verzeihen, und den Makel einer namenlosen Herkunft zu vergessen, aber diese ruhige, ernste und ungezwungene Haltung der neucreirten Gräfin empörte sie und machte ihr stolzes, leicht gereiztes Blut höher aufwallen. Zudem fühlte sie sich beleidigt durch die glanzvolle, prächtige Toilette der Gräfin. Diese silber-

durchwirkte lange Mantelschleppe, welche mit großen Brillantagrassen an ihren Schultern befestigt, zur Erde niederwallte, war von kostbarerem und seltenerem Stoff als selbst die Robe der Königin, dieses Diadem, dieses Collier und diese Bracelets von Brillanten durften sogar mit dem Schmuck der Königin rivalisiren, und dieser große ungeheure Fächer, den die Gräfin halb geöffnet in der Hand hielt, war von echt chinesischer Arbeit und verziert mit so unvergleichlicher Elfenbeinschnitzerei und künstlicher Malerei, daß die Königin, bei dem Anblick dieses kostbaren und seltenen Kunstwerkes, dem sie kein ähnliches an die Seite zu stellen hatte, fast eine Art Neid empfand.

Sie erwiderte daher die ehrerbietige und nach allen Regeln der Etiquette ausgeführte dreimalige Verneigung der Gräfin Rhedern mit einem kurzen, raschen Kopfsneigen, während die Königin Elisabeth Christine, welche neben ihr saß, mit einem huldvollen Lächeln sie begrüßte. Der König, welcher die Wolke gewahrte, die sich auf der Stirn seiner Mutter zusammenzog und deren Ursprung er sehr gut erkannte, der König fand Ergötzen an dieser pikanten Scene, es amüsirte ihn, die Königin-Mutter, welche sich so lebhaft für die Aufnahme der Gräfin Rhedern verwandt hatte, jetzt dieselbe so hart und schroff empfangen zu sehen, er wollte seine königliche Mutter ein wenig necken mit ihrer so schnell verdampften Neigung für die namenlose Gräfin, welche kein anderes Anrecht auf die Gunst bei Hofe zu erscheinen hatte, als die Schuldenlast ihres gräflichen Gemahls, und ihre Millionen.

Er begrüßte daher die junge Gräfin mit gnädigen und gütevollen Worten, und sich dann an die Königin-Mutter wendend, sagte er halbleise: in der That, Majestät, Sie thaten sehr wohl, die Gräfin Rhedern an

unsern Hof zu laden. Sie wird eine ganz besondere Zierde desselben abgeben.

Ja, eine ganz besondere Zierde, wiederholte Sophie Dorothea, welche jetzt schon dahin gekommen war, die ruhige, würdige und ungezwungene Haltung der Gräfin als unverschämte und respectwidrig zu betrachten, und fest entschlossen war diese Eindringlingin zu strafen. Sie heftete daher ihre stolzen Blicke, während sie die Worte des Königs wiederholte mit einem spöttischen, fast verächtlichen Ausdruck auf die Gräfin, und sie mit jenem scharfen, prüfenden und ruhigen Auge betrachtend, wie nur die Fürsten es sich erlauben dürfen, sagte sie: Welch' eine seltsame und abenteuerliche Schleppe Sie da tragen, Gräfin.

Es ist indisches Fabrikat, erwiderte die Gräfin vollkommen ruhig, mein Vater steht mit einigen großen holländischen Häusern in Handelsverbindungen, und durch eins derselben bekam er diesen seltenen Stoff, welcher die Ehre hat, die Aufmerksamkeit Euer Majestät zu erregen.

Sophie Dorothea war erröthet vor Scham und Entsetzen. Diese, kaum aus dem Staube und der Niedrigkeit hervorgegangene Gräfin hatte die Unverschämtheit sich ihrer Vergangenheit nicht zu schämen, sie nicht mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen, sie wagte es, in dieser glänzenden Gesellschaft, in Gegenwart zweier Königinnen von den Handelsverbindungen ihres Vaters zu sprechen, während die Königin die Großmuth hatte haben wollen, diesen Makel ihrer Geburt mit ewigem Vergessen und Schweigen zu bedecken.

Ah, sagte die Königin-Mutter jetzt laut, Sie tragen da einen Handelsartikel Ihres Vaters. Dies ist in der That eine sehr bequeme und sinureiche Art die

Handelsartikel Ihres Vaters anzupreisen, und wenn wir künftighin die Toilette der Gräfin Rhedern ansehen, so werden wir und der ganze Hof sogleich wissen, welches der neueste Artikel ist, womit Ihr Vater, der Herr Orguelin, handelt.

Ein kaum unterdrücktes Lachen der Damen und Herren des Hofes, welche die Worte der Königin gehört hatten, war der Lohn dieses grausamen Scherzes. Aller Augen richteten sich mit spottendem Ausdruck auf die Gräfin hin, deren Gemahl zitternd und todesbleich an ihrer Seite stand, und nicht den Muth hatte seine Blicke vom Boden zu erheben.

Nur die junge Gräfin Rhedern blieb vollkommen ruhig, vollkommen unbefangen.

Ew. Majestät verzeihen, sagte sie mit voller klarer Stimme, wenn ich Ihnen zu widersprechen wage. Das Geschäft meines Vaters ist zu bekannt, als daß man annehmen dürfte, es sei irgend Jemandem unbekannt, womit er handelt.

Nun, rief die Königin zornig, womit handelt denn Ihr Vater?

Die Gräfin verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll. Majestät, sagte sie, mein Vater handelt beständig mit Verstand, mit Würde, Großmuth und Bescheidenheit.

Die Augen der Königin schossen Blitze. Eine Krämerstochter wagte es, der Königin eine Zurechtweisung zu geben, sie hatte den Muth ihr zu trogen, und ihrem Zorn Hohn zu sprechen.

Sophie Dorothea richtete sich in der ganzen Majestät ihrer Königswürde empor; sie war im Begriff diese hochmüthige, „neugeborne“ Gräfin mit dem ganzen Hohn ihrer Verachtung zu zerschmettern, sie hatte schon den Mund geöffnet zu einer jener sarkastischen, sanglanten Bemerkungen, welche um so furchtbarer und

zermalmender wirken, wenn sie von königlichen Lippen gesprochen werden, weil dann keine Genugthuung und keine Zurechtweisung möglich ist. Aber der König sah das aufsteigende Gewitter auf der Stirn seiner königlichen Mutter, und er wollte dem Ausbruch desselben zuvorkommen. Seine großmüthige und erhabene Natur sträubte sich dagegen, ein armes wehrloses Weib so gemartert zu sehen, auch war der König zu vorurtheilsfrei und hochgesinnt, als daß diese ruhige und würdige Haltung der armen Gräfin ihm hätte mißfallen sollen. Gerade durch das, wodurch sie den Zorn der Königin-Mutter erregte, hatte sie sich das Wohlwollen des Königs gewonnen, und er verzieh ihr ihre namenlose Geburt zu Gunsten ihres Verstandes und der Ueberlegenheit ihres Geistes.

Er legte sanft die Hand auf die Schulter seiner Mutter, und dem Ausbruch ihres Zornes zuvorkommend, sagte er mit einem glückseligen Lächeln: Finden Sie nicht, Majestät, daß die Gräfin Rhedern ihrer Geburt Ehre macht? Ihr Vater handelt mit Verstand, mit Würde, Großmuth und Bescheidenheit. Nun, mir scheint, daß die Gräfin das Geschäft ihres Vaters fortsetzt und seine Handlung als selige und ehrenwerthe Erbin weiter führt. Ach, meine liebe Gräfin, ich verspreche Ihnen meine treue Kundschaft und werde Ihrem schätzenswerthen Hause stets ein dankbarer und ergebener Kunde sein, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, auch als Gräfin Rhedern nicht zu vergessen, womit Ihr Vater, wie Sie sagen, handelt, und Ihr gräfliches Haus zu einem würdigen Filial Ihres Vaterhauses zu machen.

Ich verspreche es Euer Majestät, sagte die Gräfin, sich tief verneigend, während ein Ausdruck reinen und stolzen Entzückens ihr Antlitz überstrahlte und es fast

schön erscheinen ließ. Möchten Ew. Majestät auch einmal die Gnade haben, fuhr sie fort, indem sie die Hand ihres Gemahls nahm, möchten Ew. Majestät auch einmal die Gnade haben sich selber zu überzeugen, daß das Haus Rhedern und Compagnie dem erhabenen König, der ihm so großmüthig seine Kundschaft zugesagt, Ehre macht, und im Stande ist, Ihren Anforderungen zu genügen.

Die Königin-Mutter unterdrückte nur mit Mühe einen Ausruf des Zorns und Entsetzens. Die Gräfin Rhedern wagte es, den König einzuladen. Das war ein Verstoß gegen das Ceremoniell und die Hofetiquette, wie ihn nur die größte Unwissenheit oder die übermüthigste Insolenz begehen konnte, und wofür ohne Zweifel der König das hochmüthige Weib sogleich mit seiner stolzesten Verachtung strafen würde.

Aber dies Mal hatte Sophie Dorothea sich geirrt. Der König lächelte, und sich mit diesem unnachahmlichen Ausdruck von Güte, Erhabenheit und Milde, welcher nur ihm allein eigen war, vor der Gräfin leicht verneigend, sagte er: Madame, ich werde sehr bald kommen, um zu sehen, ob meine Hoflieferantin, die Gräfin Rhedern, meiner Kundschaft Ehre macht.

Sophie Dorothea fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie war nicht mehr im Stande, diese Scene zu ertragen, und sich ganz ihrer stürmischen Heftigkeit überlassend, beging sie in ihrem Ungestüm denselben Fehler, den die Gräfin Rhedern aus Unwissenheit begangen hatte. — sie machte einen Verstoß gegen die Etiquette, sie that, was nur ihrem Sohn dem König, oder der regierenden Königin zustand, sie hob die ceremonielle Vorstellung auf. Sich mit ungewohnter Schnelligkeit von ihrem Fauteuil erhebend, sagte sie ungeduldig: ich denke, es wird Zeit sein, ein wenig dem Tanze im

großen Tanzsaal beizumohnen. Hören Euer Majestät nur, wie lockend und lustig die Musik zu uns herüberschallt. Lassen Sie uns gehen.

Der König aber legte lächelnd seine Hand auf den Arm der Königin.

Madame, sagte er, Sie vergessen, daß da noch Ein Glücklicher ist, welcher sich sehnt, von der gnadenspendenden Sonne Ihres Blickes beleuchtet zu werden. Sie vergessen, daß Sie dem Grafen von Réal eine Präsentation zugesagt haben.

Die Königin schleuderte auf ihren Sohn einen jener stolzen vorwurfsvollen und resignirten Blicke, wie sie sie in ihrer Ehe mit Friedrich Wilhelm dem Ersten so vielfach hatte gebrauchen müssen. Sie fühlte sich besiegt, gedemüthigt und machtlos, der Strahl der Hoheit war von ihrer Stirn gewichen und hatte nur noch in ihren kühnen und zerschmetternden Augen eine Zuflucht gefunden.

Auch das noch, murmelte sie leise, während sie ganz überwältigt in ihren Fauteuil zurücksank. Sie hörte kaum die feierliche Präsentation des Grafen Réal, sie erwiderte nur mit einem kurzen, stummen Kopfsneigen den ehrerbietigen Gruß des armen Grafen, der vor Lust und Wonne strahlte, endlich sein Ziel erreicht, endlich von der Königin-Mutter empfangen zu sein.

Der König war heute in der Laune, immer den großmüthigen Vermittler abzugeben, er mußte daher jetzt dem zornigen Schweigen seiner Mutter wiederum zu Hülfe kommen.

Madame, sagte er, der Graf Réal ist in der That ein beneidenswerther Mann. Er hat gesehen, was wir Beide wahrscheinlich niemals sehen werden, er ist in dem glanzstrahlenden, märchenhaften, üppigen und

träumerischen Sünden gewesen, er hat die Sonne Indiens gesehen, und war in dem schönen und reichen Surinam als Gouverneur.

Verzeihung, Majestät, ich war nicht blos Gouverneur, ich hatte den Titel eines Vicekönigs, sagte der Graf mit einem stolzen Lächeln.

Ah, Er war Vicekönig, warf der König leicht hin. Nun, worin bestanden denn die Ehren und Würden Ihres Vicekönigthums?

Ich war dort eben so angesehen, wie Ew. Majestät es hier ist, rief der Graf, der Vicekönig von Surinam wird mit derselben Untermwürfigkeit, Demuth und Ergebenheit behandelt, er genießt dieselben Ehrenbezeugungen und Huldigungen wie der König von Preußen.

Ah, in der That, sagte der König lächelnd, Sie standen dem König von Preußen gleich. Und indem er sich zu dem nahestehenden Ober=Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz wandte, fuhr er fort: Sie haben einen großen Fehler gegen die Etiquette begangen, Baron Pöllnitz. Sie haben vergessen, meinem Halbbruder, dem Vicekönig von Surinam einen Fauteuil zu geben*). Sie müssen heute schon Nachsicht haben, mein lieber Stiefbruder, bei dem nächsten Maskenball aber wollen wir nicht vergessen, daß Sie der Vicekönig von Surinam sind, und wehe alsdann dem Baron, wenn er Ihnen keinen Fauteuil giebt.

So sprechend reichte er der Königin-Mutter seinen Arm, und gab dem Prinzen August Wilhelm einen

*) Was die Vorstellung der Gräfin Rhedern und des Grafen Réal anbetrifft, siehe: Thiébault. Vol. I. pag. 83 und Vol. II. pag. 57.

Wink ihm mit der regierenden Königin zu folgen, um sich in den großen Tanzsaal zu begeben.

Die von Goldborten und Stickereien funkelnden Pagen eilten herbei den beiden Königinnen die Schleppe zu tragen, der Ober-Ceremonienmeister trat mit seinem goldenen Stabe dem Königspaar voran, und so im feierlichsten Ceremoniell begab sich der Hof in den großen, prachtvoll erleuchteten Tanzsaal. Die Musik stimmte einen dreimaligen, schmetternden Tusch an, und alle diese schönen, herrlich gepuzten, von Lust und Freude strahlenden Masken, welche sich da eben noch im bunten Gemisch im Tanze bewegt hatten, standen still und verneigten sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem König und seiner erhabenen Familie.

Wenn es Ihnen jetzt genehm ist, Madame, sagte der König, indem er den Arm seiner Mutter losließ, so vergessen wir auf eine halbe Stunde die Etiquette, und mischen uns fröhlich unter die Zahl dieser bunten, phantastischen Gesellschaft.

Und ohne eine Antwort der Königin abzuwarten, verneigte sich der König vor ihr, und eilte, gefolgt vom Baron Pöllnitz durch den Saal in das anstoßende Kabinet, wo ein Domino und eine Halbmaske für ihn bereit lag.

Der ganze Hof folgte dem Beispiel des Königs, die Prinzen und Prinzessinnen, ja selbst die regierende Königin machten von der ertheilten Erlaubniß, auf eine halbe Stunde die Etiquette vergessen zu dürfen, Gebrauch, und zerstäubte nach allen Seiten hin.

Die Königin-Mutter befand sich plötzlich inmitten des großen Saals allein und von ihrem ganzen Hofe verlassen. Nur ihr Hofmarschall, der Graf Rhedern mit seiner Gemahlin stand hinter ihr, und die Pagen waren da, welche die Schleppe trugen.

Sophie Dorothea stieß einen tiefen Seufzer aus, sie fühlte einmal wieder, daß sie doch nicht mehr die Königin, sondern nur die Königin-Wittwe sei, herabgestiegen von dem Thron auf die zweite Stufe desselben, eine machtlose Wittwe, wenn auch eine Königin. Sie sah sich verlassen, unbeachtet und allein.

Zum Glück war die Gräfin Rhedern, die Genthlin ihres Hofmarschalls da, um ihrem feuerflammenden Zorn eine willkommene Gelegenheit zu geben, seine Lava über sie auszugießen.

Madame, sagte sie, mit einem zerschmetternden Blick auf die Gräfin, Madame, Ihre Schleppe ist in der That viel zu lang. Sie hätten sich einige Ladendiener Ihres Vaters mitbringen sollen, die Ihnen als Pagen die Schleppe oder vielmehr den Handelsartikel Ihres Vaters nachtragen könnten. Man hätte dann den Vorzug, den Stoff besser in Augenschein nehmen zu können.

Die Gräfin verneigte sich. Ihre Majestät mögen mir verzeihen, wenn ich Ihre Befehle dies Mal nicht erfüllen kann. Ich habe nicht das Recht die Ladendiener meines Vaters zu meinem Dienst zu verwenden. Aber vielleicht ließe sich da ein Auskunftsmittel treffen, und wenn Euer Majestät wirklich vermeinen, daß ich einiger Schleppenträger bedarf, so möchte ich mir erlauben, vorzuschlagen, daß wir dazu einige der Hauptschuldner meines Vaters nehmen. Oh, ich glaube, diese Herren würden sehr gern bereit sein, mir die Schleppe zu tragen, vorausgesetzt, daß mein Vater ihnen dafür wiederum eine neue Frist bewilligte. Er. Majestät dürfen überzeugt sein, daß, wenn Sie auf meinen Vorschlag einzugehen geruhten, ich sofort mir einige Ihrer vornehmsten Cavaliere zu meinen Schleppträgern erwählen könnte, und also dem glänzenden Hofhalt Ihre Majestät Ehre machen würde.

Die Königin erwiderte nichts. Sie schleuderte nur einen zornigen Blick auf diese kampfbereite, unerschütterliche Frau, welche mit ihrem unveränderlichen, ruhigen Gleichmuth neben ihr stand, und ging dann festen und stolzen Schrittes nach der für die königliche Familie unter einem Thronhimmel errichteten Tribune.

XI.

Die Masken.

Der König hatte inzwischen mit Hülfe des Barons von Böllnitz seine Toilette vollendet, und sich in eine jener Masken verwandelt, wie sie deren zu Hunderten in den Sälen umherstreiften.

Sie glauben nicht, daß man mich erkennen wird? fragte der König, seine Maske vorlegend.

Sire, es ist unmöglich! Nur müssen Ew. Majestät die Gnade haben, diese Maske ein wenig über die Augen zu schieben, damit sie ein bißchen beschattet sind. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würde Jedermann Ew. Majestät erkennen, es giebt kein menschliches Auge, welches dem Ihren gleicht.

Nun, ich denke, daß diese Augen bald auch einige Dinge sehen sollen, die nur von wenigen menschlichen Augen gesehen werden, sagte der König lächelnd. Sahen Sie schon ein von fliehenden Feinden bedecktes Schlachtfeld, und standen als Sieger inmitten von Leichen?

Der Himmel bewahre mich davor, Sire! Die Feinde, welche ich gesehen, sind niemals vor mir geflohen, sondern sie haben mich in die Flucht gejagt, und es ist in der That ein Wunder, daß ich ihnen noch immer entronnen bin!

Wer sind diese Ihre siegreichen Feinde?

Sire, es sind meine Gläubiger, und Ew. Majestät können mir glauben, daß diese für mich ein fürchterlicherer Anblick sind, als ein Schlachtfeld voll Leichen, denn unglücklicher Weise sind sie nicht todt, sondern leben, um mich zu quälen.

Der König lachte. Vielleicht gelingt es Ihnen, noch einmal sie zu tödten, sagte er. Sobald ich mein Schlachtfeld, so wie ich es Ihnen schilderte, gesehen habe, sobald ich siegreich heimgekehrt bin, wollen wir daran denken, auch Ihre Feinde zu tödten. Bis dahin halten Sie sich nur tapfer in der Defensiv! Und jetzt kommen Sie. Lassen Sie uns in den Saal gehen. Ich habe nur noch eine halbe Stunde für das Vergnügen übrig!

Er öffnete die Thür des Kabinetts und trat in den Saal, sich mit heiterem Scherzwort unter die Masken mischend, während Pöllnitz neben der geschlossenen Thür des Kabinetts stehen blieb, und seine Blicke suchend und fragend, als erwarte er Jemand, in der Menge umherschweifen ließ. — Jetzt überflog ein spöttisches Lächeln sein Gesicht, und er murmelte leise: da, da sind sie alle Drei schon! Da ist diese züchtige, verhüllte Nonne, in der kein Mensch die Frau von Morien erkennen sollte. Da ist dieser Kartenkönig, dieser Quinze vingt Mannteuffel, der noch gar nicht ahnt, daß er die Partie, welche er spielt, schon verloren und seine Trümpfe nutzlos ausgespielt hat, und da endlich ist diese Zigeunerin, die Frau von Brandt,

welche Jedermann sein Schicksal aus der Hand prophezeit, und doch, wie ich vermuthe, keine Ahnung hat von ihrem eigenen, das ihr so nahe bevorsteht. Ach, ach, ein Stückchen Papier mit einigen Zeilen beschrieben, kann genügen, drei Menschen zu entlarven, und ihnen den hübschen Flittertand und den glänzenden Maskenputz, mit dem sie sich umhüllt haben, abzureißen.

Nun, Herr von Pöllnitz, flüsterte die Nonne, welche jetzt dicht zu ihm herangetreten war, werden Sie jetzt mir das gegebene Versprechen erfüllen?

Thuerste Frau von Morien, erwiderte der Baron achselzuckend, der König hat mir streng verboten, ihn zu verrathen. Se. Majestät wollen unerkannt bleiben!

Pöllnitz, flüsterte die Nonne mit bebender, in Thränen zitternder Stimme. Haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie mir die Maske des Königs, und Sie können meiner ewigen Dankbarkeit versichert sein! Ich weiß, Sie lieben Brillanten. Sehen Sie da, diese kostbare Nadel, welche ich mitgebracht habe, um sie Ihnen als Gegengeschenk für Ihre noch viel kostbarere Nachricht zu geben! Lassen Sie uns also diesen Tausch machen, geben Sie mir die versprochene Nachricht und nehmen Sie dafür die Nadel!

Es ist unmöglich, Ihnen zu widerstehen, rief der Baron, indem er die Hand nach der funkelnden Nadel ausstreckte. Sie besitzen eine so überzeugende Beredsamkeit, daß man Ihnen nachgeben muß. Hören Sie also! Der König trägt einen himmelblauen Domino, der sich dadurch auszeichnet, daß er mit einer ganz schmalen Silberborte gestickt ist! An seinem Hute ist die weiße Feder mit einer Rubinnadel befestigt und von Rubinen und Brillanten sind die Schnallen an seinen Schuhen.

Ich danke Ihnen! flüsterte die Nonne, indem sie

ihm hastig die Nadel darreichte und dann wieder in das Gewoge der Masken hineinsteckte.

Pölnitz war noch damit beschäftigt, die Nadel in seinem Spitzenjabot zu befestigen, als der Kartenkönig schon neben ihm stand und seine Hand auf des Barons Schulter legte.

Nun, Herr Baron, Sie sehen, daß ich pünktlich bei unserm Rendezvous bin, und ganz bereit, unsere beiden Geheimnisse mit einander auszutauschen. Sie beantworten mir die Frage, die ich gestern mir erlaubte Ihnen vorzulegen, und ich gebe Ihnen dafür eine Nachricht, welche Ihnen eine reiche und glückliche Zukunft sichert!

Ich nehme den Tausch an, Herr Graf, Sie wünschten von mir zu wissen, welche Marschroute der König zu nehmen gedenkt, und wie stark die Zahl seiner Truppen ist? Nehmen Sie hier die genau detaillierte Uebersicht der Truppen und hier den Plan der Marschroute. Ich habe Beides von einem mächtigen Freunde erhalten, der zugleich der vertrauteste Diener des Königs ist. Nur mußte ich diesem Freunde tausend Dukaten für diese beiden Papiere zahlen, wie ich Ihnen das schon vorher sagte. Hier haben Sie eine Anweisung auf vier Tausend Thaler, sagte der Graf, ihm ein Papier darreichend. Sie sehen, ich habe den Kaufpreis nicht vergessen.

Und das wichtige Geheimniß?

Hier ist es! Hören Sie! In Nürnberg lebt eine mir befreundete Familie, die nur eine einzige Tochter besitzt, die Erbin einer Million. Die Familie ist bürgerlich, wünscht aber die Tochter an einen preußischen Cavalier zu verheirathen! Ich habe Sie vorgeschlagen und man hat Sie angenommen. Sie haben weiter nichts nöthig als hinzureisen, diesen Empfehlungsbrief

hier zu überreichen und Ihren Antrag zu machen. Man wird Ihnen das Jawort geben, und nach der gleich zu machenden Hochzeit sind Sie der Besitzer einer Million!

Um, eine Million ist nicht so gar viel! sagte Pölnitz achselzuckend. Wenn ich durchaus eine Bürgerliche heirathen muß, um zu einer Million zu gelangen, so weiß ich hier ein Mädchen, die vielleicht nicht weniger hat, und von der ich wenigstens schon aus Erfahrung weiß, daß sie jung und schön, und sehr verliebt in mich ist, welches Alles bei Ihrer Nürnbergerin nicht der Fall ist!

Nun, nehmen Sie immerhin meinen Brief, sagte der Graf lachend, und überlegen Sie sich meinen Vorschlag. Sie werden mir wenigstens zugestehen müssen, daß mein Geheimniß seinen Preis werth war. Auf Wiedersehen mein lieber Baron!

Und der Graf war schon im Begriff fortzugehen, als er sich noch einmal umwandte. Noch eins, mein lieber Baron! Ich vergaß auch noch eine kleine Bedingung, welche sich an die Vermählung mit der schönen Nürnbergerin knüpft. Die Familie ist streng protestantisch und verlangt durchaus einen protestantischen Gemahl für die reiche Tochter. Wenn Sie dieselbe also heirathen wollten, so müssen Sie die Güte haben, sich umtaufen zu lassen, denn wenn ich nicht irre, sind Sie augenblicklich katholisch?

Ja, augenblicklich bin ich katholisch; daß ist indessen kein Hinderniß. Ich war früher auch schon einmal protestantisch, und befand mich ebenso gut und ebenso schlecht dabei, wie jetzt als Katholik.

Der Graf lachte und schlüpfte wieder in das Gedränge hinein, während Herr von Pölnitz gedankenvoll auf das Papier schaute, welches der Graf ihm gegeben,

und welches der Empfehlungsbrief an die reiche Braut in Nürnberg war.

Ich glaube, daß Anna Pricker wenigstens auch eine halbe Million Thaler hat, sagte er leise zu sich selber, und eine halbe Million Thaler ist fast ebenso viel, als eine Million dieser leichten Nürnberger Gulden! Der alte Pricker liegt tödtlich krank darnieder aus Gram über den plötzlichen Tod seiner Frau. Stirbt er, so wird Anna eine reiche Erbin, so gut, wie diese Nürnbergerin. Gelingt außerdem unser Plan, und sie wird wirklich eine große Sängerin, wie Quanz meint, so wird sie dadurch viel Einfluß auf den König gewinnen, und man wird es vergessen, daß sie eine Schneiderstochter ist. Ich glaube, daß ich die Anna Prickerin lieber nehme, wie die Nürnbergerin, die ich wie eine Katze im Sack kaufen muß! Aber jedenfalls wollen wir sie uns als Reserve aufbewahren, und sollte Anna's Vermögen nicht so groß sein, als ich vermuthe, so werde ich protestantisch und nehme die Nürnbergerin!

So weit war Herr von Böllnitz eben in seinem Nachsinnen gekommen, als die Zigeunerin vor ihm stand und ihn mit schalkhaften Worten begrüßte. Böllnitz war sogleich wieder der heitere, lächelnde Cavalier, und erwiderte den Scherz der Zigeunerin mit feckem Uebermuthe und Wit. Aber Frau von Brandt in der Ungeduld ihrer weiblichen Neugierde entsagte bald diesem heitern Wortgefecht.

Sie versprachen, mir Auskunft zu geben über den Brief, welchen ich neulich bei dem Hoffeste verloren habe, sagte sie.

Ah, dieser wichtige, inhaltsreiche Brief, der wohl im Stande war, zwei Damen und einen Herrn auf das Aeußerste zu compromittiren, und denen daher

Alles daran gelegen sein mußte, diesen Brief wieder zu haben, wenn es auch nur mit Opfern geschehen könnte.

Ja, ja, mit Opfern! rief Frau von Brandt ungeduldig. Sie forderten für den Brief hundert Doppellouisd'or. Ich habe sie mitgebracht! Haben Sie den Brief?

Ja, ich habe ihn!

So nehmen Sie schnell diese Geldrollen, die mich ohnedies fast schon erdrückt haben, so! Jetzt geben Sie mir rasch den Brief!

Der Baron steckte die Geldrollen in seinen Busen.

Nun, den Brief, geben Sie schnell den Brief! mahnte Frau von Brandt.

Pöllnitz durchsuchte eben seine Busentasche. Mein Gott, sagte er, dieser Brief scheint Flügel zu haben und immer dann zu entschweben, wenn man ihn am dringendsten braucht! Ich weiß gewiß, daß ich diesen Brief in meine Brusttasche steckte, und jetzt ist er verschwunden! Vielleicht aber habe ich ihn auch im Saal wie Sie damals verloren, lassen Sie mich also eilen, ihn zu suchen!

Herr von Pöllnitz wollte sich eiligst entfernen, Frau von Brandt aber hielt ihn zurück.

Haben Sie die Güte, mir mein Geld so lange wieder zu geben, bis Sie den Brief gefunden haben, sagte sie bebend vor Zorn.

Ihr Geld? fragte Pöllnitz mit dem Scheine der Verwunderung. Ihr Geld? Ich kann mich nicht entsinnen, daß Sie mir jemals Geld zum Aufbewahren gegeben haben. Lassen Sie mich jetzt eilen, den Brief zu suchen!

Er riß sich hastig los und eilte mitten hinein in das Gedränge der Masken, während Frau von Brandt

ihm sprachlos vor Zorn nachschaute und sich halb besinnungslos an die Wand lehnen mußte, um nicht umzusinken.

Pöllnitz aber eilte lachenden Muthes vorwärts, und während er sich eifrig Bahn machte durch das Gewoge der plaudernden, lachenden, hin und her wandelnden, tanzenden Menge, sagte er vergnügt zu sich selber: Dieser Abend hat mir dreitausend Ducaten, zweihundert Louisd'or, die Aussicht auf eine reiche Braut und eine Brillantnadel eingetragen. Ich denke also, daß ich zufrieden sein kann, und mindestens wieder für einige Monate zu leben habe. Auch stehe ich durch alle diese Intriguen sehr in Gunst bei dem König, und wer weiß, ob er mir nicht am Ende auch noch ein Haus schenkt, wenn auch leider das Eckard'sche nicht mehr vacant ist! Ach, da sehe ich den König mitten im Gedränge der Masken. Eilen wir also, um —

Plötzlich hörte er leise seinen Namen flüstern, und sich umwendend gewahrte er eine tief in einen schwarzen Domino verhüllte Dame, die schwarze Kapuze tief über den Kopf gezogen, das Antlitz verhüllt von einer doppelten, undurchdringlichen Spitzenmaske.

Herr von Pöllnitz, auf ein Wort, wenn ich bitten darf, sagte die Dame, ihm leicht mit der Hand winkend, und vor ihm her durch das Gedränge schreitend.

Pöllnitz folgte ihr, mit neugierigen Blicken ihre Gestalt prüfend, um nach einem Merkmal zu spähen, an welchem er diese unbekannte Erscheinung erkennen möchte. Aber dieser schwarze Domino mit der hohen Kapuze verhüllte die ganze Gestalt, und gab nirgends Anhalt zu irgend einer Vermuthung, einem spähenden Blick.

Sie waren jetzt zu einer Fensterbank gelangt, welche leer war. Dorthin wandte sich die Dame, indem sie Pöllnitz einen Wink gab, ihr zu folgen.

Herr Baron von Pöllnitz, sagte sie mit leiser, schlichter Stimme, man nennt Sie einen der nobelsten und gewandtesten Cavaliere. Sie werden daher einer Dame eine Gefälligkeit nicht abschlagen, wenn sie um eine solche bittet!

Befehlen Sie über mich, Gnädigste, sagte Pöllnitz mit seinem nie versiegenden Lächeln. Was in meiner Macht steht, werde ich thun.

Sie wissen ohne Zweifel den Maskenanzug des Königs. Sagen Sie ihn mir!

Herr von Pöllnitz trat erstaunt einen Schritt zurück. Ah, das nennen Sie eine Gefälligkeit, meine schöne Maske? Ich soll Ihnen den Anzug des Königs verrathen! Se. Majestät hat mir streng verboten, irgend Jemand sein Costüm zu verrathen, und wenn ich es Ihnen beschriebe, so wäre das nicht, wie Sie zu sagen belieben, eine Gefälligkeit, sondern eine Majestätsbeleidigung. Sie werden also nicht verlangen wollen, daß ich ein solches Verbrechen begehe.

Und dennoch beschwöre ich Sie, erfüllen Sie meine Bitte! rief die Maske lebhaft. Oh glauben Sie mir, es ist nicht bloße Neugierde, welche mich zu dieser Bitte veranlaßt, es ist das glühende und vielleicht auch gerechtfertigte Verlangen, dem König, bevor er Berlin verläßt, noch einige Worte zu sagen, ihn noch einmal zu sprechen, bevor er, vielleicht um niemals wiederzusehen, hinauszieht in den Krieg.

Die Dame hatte, hingerissen von der Lebhaftigkeit und Gluth ihres Gefühls mit lauter, unverstellter Stimme gesprochen, es waren in dieser Stimme Laute gewesen, welche Pöllnitz bekannt zu sein schienen. Eine

dunkle, unbestimmte Ahnung tauchte in ihm auf und machte ihn stutzen.

Aber bevor er sprach, mußte er Gewißheit haben. Er näherte sich daher der Dame noch mehr, und seine festen und prüfenden Blicke auf sie heftend, fragte er: Sie sagen, daß es keine eitle Neugierde ist, welche Sie veranlaßt, nach dem Costüm des Königs zu fragen. Wer bürgt mir dafür, daß es nicht schlimmere und gefährlichere Absichten sind, welche Sie hegen? Wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht eine von Oesterreich bestochene Feindin sind, welche den König, weiß Gott, zu welchen Gefahren verlocken möchte?

Dafür bürgt Ihnen das Wort einer Dame, welche noch niemals eine Unwahrheit gesagt hat, rief die Dame lebhaft. Nein, Herr von Pöllnitz, Gott, welcher uns hört, Gott, welcher das theure Leben unseres Königs beschützen und behüten wird, Gott weiß es, daß in meinem Herzen kein Gedanke, keine Regung ist, welche dem König Gefahr und Verderben wünschen möchte.

Wollen Sie mir das schwören?

Ich schwöre es Ihnen, so wahr ein Gott im Himmel ist! rief die Dame, indem sie feierlich den Arm gen Himmel hob. Pöllnitz folgte mit neugierigen Blicken jeder ihrer Bewegungen. Er sah, wie der lange weite Ärmel des Domino's von dem erhobenen Arm der Unbekannten bis zum Ellenbogen hinunterglitt, er sah dieses wundervolle Bracelet von Smaragden und Brillanten, welches um den weißen, entblößten Arm der Dame befestigt war, und welches in vielfarbigen Wunderflammen funkelte und glänzte.

Herr von Pöllnitz wußte jetzt, was er wissen wollte, seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht, er kannte die Dame, welche vor ihm stand. Es gab am

preußischen Hofe nur Eine Dame, welche ein so wundervolles Kleinod, wie dieses Bracelet war, besaß! Diese Dame war die regierende Königin Elisabeth Christine.

Herr von Böllnitz war indeß ein zu sehr gewandter Hofmann, um seine Ueberraschung und sein Staunen zu verrathen. Er verneigte sich vollkommen ruhig vor der Dame, die, erschrocken über ihre eigene Unvorsichtigkeit den Arm gesenkt, und den verrätherischen Ärmel wieder über den blitzenden Schmuck gezogen hatte.

Madame, sagte er, Sie haben mir einen feierlichen Schwur geleistet, der mich vollkommen beruhigt. Ich bin jetzt bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, wie das einem Cavalier, einer Dame gegenüber geziemt. Indeß, da ich mein Wort gegeben, Niemandem von dem Costüme des Königs zu sagen, so muß ich es erfüllen. Ich werde mich daher begnügen müssen, Ihnen den König zu zeigen. Haben Sie also die Güte, mir zu folgen. Ich gehe eben, den König aufzusuchen, und ich werde mit Niemandem sprechen, außer mit ihm. Der Domino also, welchen ich zuerst anreden und vor dem ich mich verbeugen werde, das ist der König. Haben Sie also die Gewogenheit, mir zu folgen, der König erwartet mich!

Ich danke Ihnen, flüsterte die Dame, sich enger in ihren Domino einhüllend. Ich werde dieser Stunde gedenken, und wenn es einmal in meiner Macht steht, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, so werde ich es thun. Verlassen Sie sich darauf!

In der That, ein sehr glücklicher Abend, dachte Böllnitz, während er gefolgt von dem Domino wieder in den Tanzsaal zurücktrat, ein sehr glücklicher und ergiebiger Abend, denn ich habe nicht blos Geld und

Brillanten verdient, sondern auch die Gunst der Königin, welche mir bisher immer abgeneigt und fast feindlich war. Aber da ist der König! Eilen wir zu ihm!

Er gab der Dame einen Wink und näherte sich dem König, welcher Pöllnitz erkennend, sofort auf ihn zuschritt. Pöllnitz verneigte sich, die verhüllte Dame stand hinter ihm und verschlang mit ihren Blicken die Gestalt, das Costüm des Königs.

Sie haben lange auf sich warten lassen, sagte der König leise.

Sire, ich mußte warten auf unsere drei Masken. Sie sind also alle drei gekommen?

Alle drei, Majestät! Frau von Morien, Graf Mannteuffel und Frau von Brandt. Graf von Mannteuffel bleibt seinem Charakter getreu; er ist immer der harmlose Quinze vingt, den Niemand zu fürchten hat, und um das auch heute symbolisch anzudeuten, ist er im Costüm eines Kartenkönigs hier!

Ah, ich werde diesem Kartenkönig heute ein Paroli biegen, murmelte der König, ein Paroli, an das er seine ganze Zukunft in Preußen verlieren soll! — Und die Frau von Morien?

Ist als Nonne hier, und glüht vor Sehnsucht, Ew. Majestät zu sprechen. Sie flehte so lange, bis ich ihr das Costüm Ew. Majestät bezeichnete, und wenn Sie sich nachher in den dunkeln Saal begeben wollen, den der Tapezier und der Gärtner in einen dunklen Hain mit Lauben und Grotten verwandelt hat, so wird die bußfertige Nonne Ihnen ohne Zweifel dorthin nachfolgen, Sire!

Es ist gut. In welchem Costüm ist die Frau von Brandt?

In dem Costüm einer Zigeunerin, Sire. Gelber

Rock mit schwarzen Hieroglyphen, rothes goldgesticktes Leibchen, ein kleines Barret mit Brillanten gestickt auf den wallenden Locken, ein großes Schönpflaster in der rechten Schläfe neben der Larve. Sie wollte von mir den bewußten Brief haben, und ich verkaufte ihr denselben für zweihundert Louisd'or.

Die Sie sich indessen nicht verdienen konnten, da Sie den Brief nicht hatten.

Verzeihung, Majestät, die ich mir verdiente, indem ich die Louisd'or nahm, dann aber erklärte, den Brief verloren zu haben und ihn suchen zu wollen.

Der König lachte. Pölnitz, Pölnitz, sagte er, es ist wahrlich ein Glück, daß Sie nicht verheirathet sind! Was für Galgenstricke würden Ihre Söhne werden! Gaben Sie dem Grafen Mannteuffel den bewußten Plan und die Truppenübersicht?

Ich that es, Sire, und der gute Graf war so erfreut darüber, daß er mir ein Geschenk von viertausend Thalern machte. Ich nahm sie zum Schein, aber Ew. Majestät haben zu bestimmen, was damit geschehen soll.

Behalten Sie immerhin Ihren Raub. Sie besitzen ein herrliches Beutelschneidertalent, und ich will lieber, daß Sie das an den Oesterreichern, statt an mir üben. Auch schadet es gar nicht, daß der edle Graf für seine falschen Nachrichten noch viertausend Thaler in den Kauf geben muß. Für seine falschen Pläne ist es genug, für die echten würde es ein lächerlicher Spottpreis sein! Gehen Sie jetzt, Baron, aber sorgen Sie dafür, daß ich in dem Kabinet dort meine Uniform finde!

Der König mischte sich wieder in das Gedränge. Niemand achtete auf ihn, Niemand erkannte ihn, und dieses Incognito, dieses Unbeobachtetsein war es, welches

der König liebte. Er konnte sich unbehindert unter die Menge mischen, er konnte Mensch mit Menschen sein, und unbefangen mit ihnen plaudern und lachen.

XII.

Vergeltung und Strafe.

Aber plötzlich verstummten des Königs heitern Scherze und sein fröhliches Lachen. Er hatte auf einen Augenblick vergessen, daß er hier noch ein anderes Geschäft habe, als das, sich zu amüsiren, er hatte vergessen, daß er da sei, um zu richten und zu strafen. Jetzt aber erinnerte er sich wieder daran, denn er stand eben neben dem Kartenkönig, dem einst so sehr geliebten Grafen Mannteuffel.

Oh, ich suchte Sie, Herr Kartenkönig, sagte er leise, indem er die Hand auf die Schulter des Grafen legte. Sie fehlten mir zu meinem Spiel, da ich Sie jetzt aber endlich in meiner Hand halte, werde ich gewinnen.

Der Graf besaß ein zu feines Ohr, um nicht sofort, trotz der Verstellung, die Stimme des Königs zu erkennen, aber er war ein zu gewandter Diplomat, um das Incognito des Königs lüften zu wollen, welches dem König beliebte über sein Antlitz zu legen.

Und was für ein Spiel wollen Sie mit mir spielen, Maske? fragte er, indem er dem König folgte, der rasch den Saal durchschritt, um in einen der stillen, weniger besuchten Nebensäle zu gelangen.

Ein ganz neues Spiel, das Kriegsspiel will ich mit Ihnen spielen, mein Herr Kartenkönig, sagte der König rauh, indem er jetzt, gefolgt von dem Grafen, in diesen kleinen Saal eintrat, der eben ganz einsam und still war.

Das Kriegsspiel? wiederholte der Graf. Ich kenne dieses Spiel nicht.

Der König antwortete nicht sogleich, er ging hastig auf und ab, und nur im Vorübergehen warf er auf den Grafen seine Blicke, die trotz der Maske, wie Blitze funkelten und leuchteten. Herr Graf, sagte er endlich, vor Mannteuffel stehen bleibend, ich bin Ihr Freund, und möchte Ihnen daher als solcher einen guten Rath geben. Verlassen Sie noch in dieser Nacht Berlin und kehren Sie niemals dahin zurück.

Und weshalb rathen Sie mir das, Maske? fragte der Graf, anscheinend ganz unbefangen.

Weil Sie sonst in Gefahr sind, hier als Verräther gefangen, als Spion gerichtet zu werden! Antworten Sie mir nicht, vertheidigen Sie sich nicht! Ich sage Ihnen, daß ich Ihr Freund bin, aber ich bin auch der Freund des Königs, und wie ich Sie vor einer, wenn auch gerechten Strafe, so will ich Ihn vor einem unausbleiblichen Aergerniß und Kummer bewahren. Der König weiß es nicht, daß Sie ein österreichischer Spion sind, daß Sie im Dienste Sefkendorfs und des Kaiserhofes stehen! Möge er es nie erfahren, denn sein Zorn würde um so furchtbarer sein, weil er Sie einst geliebt hat. Ja, Graf, es ist wahr, dieser arme Fürst war jung, unerfahren und leichtgläubig genug an Ihre Liebe zu glauben und Ihnen sein Herz zu schenken. Schonen wir also seiner Jugend, ersparen wir ihm die Demüthigung, den Mann verachten und strafen zu müssen, den er einst geliebt

hat. Oh mein Gott, es thut so weh, ein Wesen verachtungsvoll unter seine Füße treten zu müssen, das man einst nicht sorgsam und liebevoll genug an seinem Herzen betten konnte. Der König hatte, wie Sie wohl wissen, ein weiches Herz, und noch ist es nicht verhärtet genug, um ohne Schmerzen diese Hiebe zu ertragen, welche seine verrätherischen Freunde auf dasselbe richten. Ein Tag wird kommen, wo Euer Werk vollendet sein wird, wo der König Friedrich einen aus Mißtrauen und Menschenverachtung gewebten Panzer um sein Herz tragen wird, einen Panzer, der undurchbringlich sein wird, vielleicht sogar gegen die wahre Liebe. Aber noch, wie gesagt, ist diese Zeit nicht gekommen! Warten Sie dieselbe nicht ab, Graf, denn alsdann würde der König unerbittlich gegen Sie sein, alsdann würde er in Ihnen nicht mehr den einstigen Freund, sondern nur noch den Verräther, den Spion sehen! Eilen Sie also, eilen Sie von hinnen, damit keine Strafe Sie treffe, keine andere, als mit welcher einst Ihr böses Gewissen Sie martern wird.

Wie aber, wenn ich bleibe, wenn ich versuchte, mich vor dem König zu rechtfertigen? fragte der Graf schlichtern.

Versuchen Sie das nicht, denn dieser Versuch würde vergeblich sein! In demselben Augenblicke, wo Sie diesen Entschluß zur Ausführung bringen wollten, würde der König alle Ihre Künste, Ihre Intriguen, Ihre Bestechungen, Ihre Verräthereien erfahren, würde er wissen, daß Sie mit seinem Koch correspondirten, daß die Frau von Brandt für Sie ein Tagebuch führte, welches durch Sie an den österreichischen Hof gesandt ward, und wofür Sie der Frau von Brandt bedeutende Summen zu zahlen hatten, würde er wissen, daß Sie jeden seiner Schritte, jedes seiner Worte belauerten, um, was

Sie erlauscht, für österreichisches Gold zu verkaufen! Nein, nein, wagen Sie es nicht zum König zu gehen, denn eine Rechtfertigung ist unmöglich! Ihre eigenen Thaten würden vor Ihnen aufstehen, und wider Sie zeugen. Reisen Sie still ab, und wagen Sie es niemals wieder die Lande des Königs von Preußen zu betreten. Das ist der Rath, den ich Ihnen als Ihr Freund zu geben habe.

Und rathen Sie mir, zu gehen, ohne mich von Sr. Majestät beurlaubt zu haben? fragte der Graf ganz betäubt und verwirrt.

Ich rathe es Ihnen nicht, ich befehle es Ihnen! rief der König seiner angenommenen Maske vergessend. Ich befehle Ihnen sofort dieses Schloß zu verlassen, ohne ein Wort, ohne einen Gruß, schweigend, wie es einem überführten Verbrecher geziemt. Ich befehle Ihnen in dieser Nacht noch abzureisen, gleichviel wohin, in die Hölle selbst, wenn Sie Lust dazu haben! Gehen Sie! —

Der Graf gehorchte. Schweigend verneigte er sich vor dem König, und verließ alsdann schwankenden Schrittes, gebeugten Hauptes, und innerlichst gebrochen und tief beschämt, den Saal*).

Der König schauete ihm nach, bis er sich im Gedränge verlor.

Und um solcher Menschen willen muß man seinen Glauben und sein Vertrauen hingeben, um solcher Menschen willen, muß man sein Herz verhärten, sagte

*) Der Graf von Mannteuffel verließ der königlichen Weisung zufolge Berlin und die preussischen Staaten für immer. Er wandte sich zuerst nach Dresden, und ging dann mit seiner Gemahlin auf sein Landgut Kummerfrei, wo er ohne Erben verstarb, der letzte Sprößling des gräflich Mannteuffel'schen Hauses. Siehe Rödenbeck. Tagebuch I. pag. 27.

er leise zu sich selber. Ist es denn wahr, was die Weisen aller Zeiten gesagt haben, daß die Fürsten dazu verurtheilt sind ein einsames, kaltes, freudloses Leben zu führen, daß sie niemals einen Freund haben können, der uneigennützig und großmüthig genug ist, ihrer Krone und ihrer Macht zu vergessen, und sie nicht als Fürsten, sondern als Menschen zu lieben! Wenn es so ist, warum denn sein Herz an die Menschen hängen, warum nicht statt ihrer die Hunde lieben, welche treu und ehrlich sind, und ihren Herren lieben, gleichviel, ob er ein Fürst oder ein Bettler ist? — Ah, da sehe ich diese coquette Zigeunerin, welche Pöllnitz mir bezeichnet hat, die edle Freundin Mannteuffels. Wir wollen einmal die Rollen umkehren, und statt mir wahr- sagen zu lassen, werde ich ihr wahrsagen.

Und der König eilte hastigen Schrittes zu der Zigeunerin hin, welche eben in den dargereichten Händen einiger Cavaliere gelesen und ihnen ihre sarkastischen, scherzhaften und witzigen Prophezeihungen gemacht hatte.

Der König trat dicht zu ihr heran, und flüsterte: Pöllnitz hat den bewußten Brief gefunden und brennt vor Verlangen, Ihnen denselben wieder zu geben.

Wo ist er? fragte die Zigeunerin lebhaft.

Folgen Sie mir? sagte der König, indem er sich in eine Fensternische begab. Frau von Brandt folgte ihm mit ungeduldiger Hast.

Hier sind wir allein, hier können wir unbemerkt plaudern, sagte der König.

Frau von Brandt lachte. Zum Plaudern gehören Zweie! Und wer sagt Ihnen denn, Maske, daß ich geneigt bin, mit Ihnen zu plaudern? Sie haben mich hieher geführt, indem Sie von einem Briefe sprachen, welchen Herr von Pöllnitz mir zu übergeben hätte, aber ich sehe hier weder Pöllnitz noch den Brief!

Pöllnitz hat mir den Brief übergeben, damit ich Ihnen denselben einhändige. Aber bevor ich das thue, wollen wir einmal versuchen, ob ich schon etwas von Ihnen gelernt habe, und ob ich vielleicht eben so gut zu prophezeien verstehe, wie Sie selber. Geben Sie mir Ihre Hand her, ich will Ihnen wahr sagen.

Frau von Brandt reichte zitternd und keines Wortes mächtig, ihre Hand dar. Sie hatte die Stimme erkannt, welche so gebieterisch zu ihr sprach, sie wußte, daß es der König sei, welcher neben ihr stand.

Der König betrachtete diese Hand, ohne sie indeß zu berühren. Es sind wunderbare Dinge, welche ich in Ihrer Hand lese. Da, in diesen Linien steht geschrieben, daß Sie eine gefährliche Intriguantin, eine verrätherische Unterthanin, eine grausame Coquette sind.

Sie glauben das? fragte die Zigeunerin mit einem gezwungenen Lächeln.

Ich glaube das nicht, ich weiß es, denn das Schicksal lügt nie, und das Schicksal hat unvergängliche Schriftzüge in Ihre Hand und auf Ihre Stirn geschrieben. Sehen Sie! Dort steht geschrieben, daß Sie aus einem fremden Lande für verrätherische Dienste eine hohe Summe Goldes bekamen, hier sehe ich einige Brillanten, mit denen man Sie bestach, und dort drüben lese ich sogar, daß man Ihnen zwanzigtausend Thaler versprochen hat, wenn Sie dahin wirkten, daß eine gewisse Ehe sich nicht löste. Mein Gott, Sie zittern, und Ihre Hand zuckt so sehr, daß ich kaum noch weiter zu lesen vermag. Halten Sie Ihre Hand ruhig, Madame, damit ich Ihnen nicht blos Ihre Vergangenheit, sondern auch Ihre Zukunft wahr sagen kann.

Ich werde gehorchen, flüsterte Frau von Brandt ganz tonlos.

Hier lese ich von einem gefährlichen Brief, der durch Ihre eigene Unvorsichtigkeit in falsche Hände gerieth. Wenn der König diesen Brief lesen sollte, so ist Ihr Verderben unvermeidlich. Er wird Sie alsdann als eine Landesverrätherin strafen, er wird Sie nicht bloß vom Hofe verbannen, sondern Sie auch in eine Festung einsperren müssen, wie das Recht und in Ordnung ist, wenn in Kriegszeiten einer seiner Unterthanen mit dem Feinde conspirirt. — Freuen Sie sich daher, denn wenn Sie klug sind und besonnen, wird der König nichts erfahren, und Sie werden gerettet sein!

Und was soll ich thun, um mein Unglück zu vermeiden? fragte Frau von Brandt athemlos.

Sie sollen sich selber vom Hofe verbannen! Sie sollen unter irgend einem Vorwand sich vom Hofe und aus Berlin entfernen, Sie sollen sich auf das Gut Ihres Gemahls zurückziehen, um dort in der Einsamkeit und Stille über sich selber und Ihr Vergehen nachzudenken, Sie sollen thun, was die Magdalena that. Nachdem Sie wie diese, lange genug gelebt, geliebt, hintergangen und betrogen haben, sollen Sie Ihre Buße beginnen, und sehen, ob der liebe Gott ebenso leichtgläubig ist, wie die Menschen, und ob Sie ihn mit Ihren Thränen und Ihrer Reue betrügen können, wie einst die Menschen mit Ihrer Liebe, Ihrer Treue und Ihrer Freundschaft. Gehen Sie, versuchen Sie es mit Gott, da es mit den Menschen nicht mehr gehen will. Aber beginnen Sie diesen Versuch allsogleich. Verlassen Sie morgen schon Berlin, und wagen Sie es nicht, dorthin zurückzukehren, bevor der König selber Sie gerufen hat. —

Ich gehe! murmelte Frau von Brandt unter Seufzern und Thränen. Ich gehe, aber ich trage den Tod im Herzen, nicht weil ich verbannt bin, sondern weil

ich meine Strafe verdiene, weil ich das edle, großmüthige und erhabene Herz meines Königs wider mich erzürnt habe, weil ich seinen Zorn, seine Verachtung verdient habe, weil —

Magdalena! unterbrach sie der König achselzuckend. Wahrlich, Sie sind ein großes Schauspielertalent. Man übergiebt Ihnen kaum eine Rolle, und sofort spielen Sie sie als Meisterin. Versuchen Sie indeß nicht vor dem Könige die Magdalena zu spielen. An Ihre Thränen und Ihre Reue würde er nicht glauben, aber er würde sich Ihrer Verbrechen erinnern und Sie strafen müssen! Eilen Sie, Magdalena, eilen Sie in Ihre Bußhöhle. Dort mögen Sie der eitlen Welt fluchen, und sich zu einer Heiligen umwandeln. Hier, diesen Brief gebe ich Ihnen zurück. Legen Sie ihn als Geißel an Ihren Busen, und möge er zuweilen Ihr Gewissen mit einigen Ruthenstreichen wecken. Leben Sie wohl!

Der König verließ die Fensternische, in welcher Frau von Brandt weinend vor Zorn, Demüthigung und Beschämung zurückblieb, und rasch durch den Saal schreitend, ging er zu jenem dunklen Saal hin, der vermittlest Blumengesträuchen und Festons zu dem heutigen Festtage in einen dunklen Hain mit Lauben und Grotten verwandelt war.

Der König sah sehr wohl diese Nonne, welche ihm folgte, und schlichtern sich an seine Seite drängte, er sah, wie sie hinter ihm in den Grottensaal eintrat, wie sie ihm nachschlich zu dieser Laube, welche er eben betrat. Er zog mit einer heftigen Bewegung die Maske von seinem Angesicht fort, und sich hastig umwendend zu der Nonne, welche lebend und athemlos an dem Eingang der Laube lehnte, fragte er mit rauhem Ton: was wollen Sie von mir?

Ihre Liebe will ich! rief die Nonne, indem Sie auf ihre Knie niedersank, und die gefalteten Hände flehend zu dem König emporhob. Ihre Liebe will ich, welche Sie mir einst gelobt haben, Ihre Liebe, welche mein Glück, meine Seligkeit ist, Ihre Liebe, ohne welche ich sterben werde, ohne welche ich das Leben einer Verdammten, einer im Fegeseuer Gemarterten dulden muß!

So gehen Sie hin, und seien Sie verdammt! rief der König rauh, indem er die Arme, welche sich flehend nach ihm ausstreckten, unwillig zurückstieß, und einen Schritt von der Knieenden zurücktrat. Gehen Sie hin, und seien Sie verdammt! Dulden Sie die Qualen des Fegeseuers, Gott wird Sie nicht daraus erlösen, und ich werde es auch nicht thun!

Oh, oh, ich höre das, und ich sterbe nicht! murmelte Frau von Morien unter Thränen. Oh mein König, haben Sie Erbarmen! Gedenken Sie dieser so schönen, so glutvollen, himmlischen Vergangenheit. Gedenken Sie, welch' ein berauschendes Gift Sie mit Ihren Worten, Ihren Blicken, Ihren Küssen durch meine Adern ergossen haben, und strafen Sie mich nicht, weil ich von diesem süßen Gift jetzt bis zum Tode, bis zur Raserei erkrankt bin. Sehen Sie, was dieses Gift aus mir gemacht hat, sehen Sie, wie die arme Leontine sich verändert hat, seit sie nicht mehr an der Sonne Ihrer Liebe sich erwärmen durfte.

Sie riß mit zitternden Händen die weißen Schleier zurück, welche ihr Antlitz verhüllt hatten, und ließ den König ihr von Thränen bethauetes, bleiches, eingefallenes, gramdurchfurchtes Antlitz sehen.

Der König betrachtete sie mit ruhigem, strengem Blick. Sie sind alt geworden, Madame, sagte er kalt. Alt genug, um ohne Anfechtung die neuen Wege betreten zu können, welche Sie so weise sich vorgezeichnet

haben, alt genug, um jetzt eine Tugendheldin zu werden, da Sie so lange eine Heldin der Liebe gewesen. Nehmen Sie also immerhin diesen Orden der Tugend und Sittsamkeit, welchen die Kaiserin von Oesterreich Ihnen versprochen hat, denn der König wird sich nicht von seiner Gemahlin scheiden lassen, und da dies lediglich Ihr Werk ist, denke ich, wird die Kaiserin Ihnen den versprochenen Orden nicht vorenthalten können.

Er weiß Alles, und er verachtet mich, jammerte Frau von Morien laut schluchzend, indem sie ihre Hände vor ihr Antlitz schlug.

Ja, er verachtet Sie! wiederholte der König. Er verachtet Sie, und also hat er kein Mitleid mit Ihnen. Leben Sie wohl!

Ohne einen Blick auf die zitternde, in Thränen zerfließende Gestalt, welche da am Boden kniete zu werfen, verließ der König die Laube, und trat in den dunklen Saal zurück, um sich wieder in den Tanzsaal zu begeben. Aber plötzlich fühlte er eine Hand, welche sich sanft auf seine Schulter legte, und sich umwendend, stand er einer schwarz verhüllten, weiblichen Gestalt gegenüber.

Ein Wort, König Friedrich, flüsterte die Verhüllte.

Reden Sie, was wollen Sie von mir? fragte der König gläubig.

Was ich von Ihnen will? fragte sie mit zitterndem weichen Ton. Ich will nichts, als Sie noch einmal hören, noch einmal Ihr Antlitz sehen, bevor Sie hinausgehen in Krieg und Todesgefahr. Ich will nichts, als Sie anflehen, ein wenig Sorgfalt, ein wenig Schonung mit sich selber zu haben. Oh mein König, denken Sie daran, daß Ihr Leben ein unschätzbares Kleinod ist, für welches Sie nicht nur Gott allein, sondern

auch Millionen Ihrer Unterthanen verantwortlich sind. Oh mein König und mein Herr, stürzen Sie sich nicht muthwillig in Gefahr, erhalten Sie sich Ihrem Lande, Ihrem Volke, Ihrer Familie, welchen Allen Sie unentbehrlich sind.

Der König wiegte lächelnd sein Haupt. Niemand kann sagen, daß er unentbehrlich ist, sagte er. Der Mensch ist wie der Stein, den man in das Wasser wirft. Einen Augenblick entsteht eine kleine Rucke, wirbeln sich die Wasser, dann ist Alles verschwunden, und das Wasser fließt wieder ruhig und glatt über den spurlos Verschwundenen dahin. Ich aber will nicht spurlos verschwinden! Ist es mir bestimmt in diesem Kampfe, zu welchem ich ausziehe, zu fallen, so will ich, daß mein Tod ruhmvoll, daß mein Grab zu finden sei, und daß man wenigstens hingehe, es mit Lorbeern zu schmücken, wenn auch freilich Niemand kommen wird, ihm den Zoll der Liebe und Thränen zu weihen, denn ein König, das wissen Sie wohl, ein König wird nie geliebt, und wenn er todt ist, nie beweint, denn man hat alsdann zu viel zu thun, seinem Nachfolger entgegen zu jauchzen!

Sie aber, Sie werden geliebt, rief die Verhüllte außer sich vor Bewegung. Ich kenne ein armes Weib, welches nur lebt von Ihren Blicken, Ihrem Anschauen, ein Weib, welches vielleicht sterben würde vor Glück, wenn es von Ihnen geliebt würde, welches gewiß sterben wird vor Gram, wenn der Tod Sie, ihren jugendlichen Helden, ihren Gott und ihr Ideal, dahin raffte. Oh, um dieser Frau willen, welche Sie anbetet, deren Glück, deren qualvolles Entzücken Sie sind, um dieser Frau willen, die demuthsvoll und wünschelos ihre Liebe zu Ihren Füßen niedergelegt hat, und lächelnd jeden Tag ihr Herz ertödtet, Gott dankend, daß sie wenigstens zu

Ihren Füßen sterben darf, um dieser Frau willen flehe ich Sie an, Erbarmen zu haben, Ihres Lebens zu schonen, sich nicht muthwillig in Gefahr zu stürzen, und Preußen seinen König, Ihrer armen Königin aber den Gemahl zu erhalten. den sie liebt, den sie anbetet, für den sie in jeder Stunde bereit ist, ihr Leben, ihr Herzblut hinzugeben, wenn der König sie würdigt, es von ihr zu fordern.

Der König legte leise die Hand auf die gefalteten Hände der verhüllten Dame, die er indessen nur zu wohl erkannte. Kennen Sie die Königin so genau, daß Sie wissen können, was in ihrer Seele vorgeht?

Ja, ich kenne die Königin, flüsterte sie, und ich darf in ihrem Herzen lesen, denn sie hat nur eine vertraute Freundin ihrer Schmerzen und ihres gramvollen Glückes, das bin ich, und nur ich allein weiß, was sie leidet, und wie sie liebt!

Nun, wenn es so ist, so bitte ich Sie, gehen Sie zur Königin, und bringen Sie ihr meine Abschiedsgrüße. Sagen Sie ihr, daß der König kein Weib mehr verehrt, wie sie, daß er sie hoch genug achtet, um sie den edlen Weibern des Alterthums an die Seite zu stellen, daß er überzeugt ist, sie werde zu dem in den Kampf ziehenden Gemahl sagen, was die alten Römerinnen zu ihren Vätern, Vattern und Söhnen sprachen, wenn sie ihnen den Schild darreichten: Mit ihm, oder auf ihm! Elisabeth Christine denkt und fühlt wie eine Römerin, sie weiß, daß der König von Preußen nur als Sieger, oder als Leiche wiederkehren darf aus diesem Kampfe, den er jetzt gegen seinen Erbfeind, gegen das übermüthige Haus Oesterreich unternimmt. An dem Leben liegt wenig, die Ehre ist ihm Alles, diese muß er sich erhalten, und müßte er sie auch mit seinem Blute bezahlen. Das sagen Sie der

Königin Elisabeth Christine, und sagen Sie ihr auch, daß ihr Bruder und ihr Freund am Tage der Schlacht ihrer gedenken wird, nicht um seiner zu schonen, sondern um sich zu erinnern, daß in jenen Stunden eine edle Seele für ihn zu Gott beten wird. Und damit lassen Sie uns scheiden! Ich muß zu meinen Soldaten! Gehen Sie zur Königin!

Er verneigte sich tief vor dem armen, leise schluchzenden Weibe, und eilte hastigen Schrittes vorwärts, hinein in den glänzenden duftenden Tanzsaal, wo eben die Musik eine lustige, frohlockende Weise begann.

Die Königin blickte ihm mit weit aufgerissenen, in Thränen schwimmenden Augen so lange nach, als sie seine Gestalt im Gewühle der Tanzenden erkennen konnte, dann schob sie die Kapuze fest über ihr Antlitz und ihren Mund, um ihr Schluchzen und ihre Thränen zurückzudrängen, und eilte durch eine geheime Thür des Grottensaals in den Corridor, der zu ihren Gemächern führte.

Während die Königin sich in ihrem Kabinet einschloß, um zu weinen und zu beten, während der König damit beschäftigt war, hastig seine Toilette zu ändern und seine Uniform anzulegen, während unten auf dem Schloßplatz, dem erhaltenen Befehle gemäß, die Offiziere sich versammelten, verweilte der Prinz August Wilhelm noch immer in dem Tanzsaal; aber er tanzte nicht, auch ahnte Niemand, daß er dort sei, denn man hatte ihn einige Stunden dort in glänzendem Maskenanzug, aber ohne Larve gesehen, dann hatte er den Saal verlassen, um, wie er sagte, die letzten Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen. Aber in einem unscheinbaren Domino, mit einer Maske vor dem Angesicht war er wieder gekehrt. Niemand wußte das, Niemand außer seiner Laura, mit welcher er jetzt da

drüben in der Fensterische stand, hinter den schweren Damastgardinen, welche das liebende Paar den Blicken der im Saal Anwesenden verhüllte.

Es war für sie Beide ein schmerzlich süßes Glück, noch einmal so neben einander zu stehen, noch einmal sich Auge in Auge zu sehen, noch einmal den warmen Druck der Hand zu fühlen, und sich diese so heiligen, so keuschen und reinen Liebesgeständnisse zu wiederholen, welche ihre vor Glück und Rührung zitternden Lippen schon so oft gesprochen, und welche ihnen immer neu, immer eine wunderbare Musik dächten, so oft sie sie erneuerten.

Jetzt war der Moment des Abschieds gekommen. Schon begannen da unten auf dem Schloßplatz die Offiziere sich aufzustellen, schon hörte man von den angrenzenden Straßen her lautes Trommelwirbeln und das Geschmetter der Fanfaren, welche die verschiedenen Truppentheile zusammen riefen, während da oben im Königssaal die Tanzmusik ihre lustigen Weisen spielte und die Tänzer und die geputzten, von Brillanten funkelnden Tänzerinnen zu ihrem heitern Reigen und Touren vereinte.

Ich muß jetzt fort, Geliebteste, flüsterte der Prinz, die still weinende Geliebte noch einmal in seine Arme schließend.

Fort, um vielleicht niemals wiederzukehren, seufzte Laura.

Ich werde wiederkehren, Laura, sagte er mit einem matten Lächeln. Ich bin nicht dazu geboren, als Held auf dem Schlachtfeld zu fallen, das weiß ich, das fühle ich, und dennoch würden mir vielleicht viel Schmerzen und viel Kummer erspart, wenn es also wäre, denn was ist der schnelle und unerwartete Tod gegen dies langsame Hinfiechen und Vergrämen, gegen

dieses tägliche Sterben an Kummer und Leid, das uns indessen doch nicht tödtet! Oh Laura, ich habe oft trübe und unheilvolle Stunden, in denen mir meine ganze Zukunft in schwarze Trauerschleier eingehüllt erscheint, in denen ich selbst Deine Lichtgestalt nicht mehr sehe, und ganz allein, ganz trostlos und einsam bin!

Sie schildern da meine Leiden, meine quälvollen Befürchtungen, flüsterte Laura, sich angstvoll an ihn schmiegend. Oh diese Zukunftsträume sind so fürchterlich, daß ich darüber nicht einmal des Glückes der Gegenwart mich zu freuen vermochte, daß, wenn ich Sie ansah, mein Herz nicht mehr vor Wonne pochte und hämmerte, sondern vor verzweiflungsvollem Wehe, denn es schien mir, daß ich immerfort Sie nur sah, um von Ihnen Abschied zu nehmen für immerdar. Oh glauben Sie mir, diese traurigen Ahnungen, welche uns Beide foltern, das sind die Stimmen des Schicksals, das uns mahnen will, uns loszureißen von diesem zauberhaften Traum, mit dem wir unsere Seelen in Schlaf eingelullt haben, damit sie ihrer Pflicht vergessen könnten, und dieser harten Nothwendigkeit zu gedenken, welche doch eines Tages uns trennen wird!

Nichts soll uns trennen, rief der Prinz ungestüm, nichts auf Erden soll sich scheidend zwischen uns stellen. Diese heutige Trennung, welche die Ehre von mir fordert, soll und wird die Letzte sein. Wenn ich wiederkehre, werde ich Dich an Dein Wort, werde ich Dich an diese heiligen Schwüre mahnen, welche Gott gehört und angenommen hat, denn unsere Liebe ist von Gott und in Gott, und nichts Unedles hastet an ihr. Gott wird sie also auch beschützen, Gott wird ihr seinen Segen geben, wenn die hartherzigen und kalten Menschen ihr denselben versagen sollten, Gott wird mit uns sein, wenn die ganze Welt auch wider uns ist,

und mit Gott werden wir alle Schwierigkeiten, die sich vor Deinen Blicken, meine Laura, nicht vor den meinen aufthürmen, besiegen und unsere Liebe und unser Glück verklärt aus allen diesen Stürmen hervorgehen sehen.

Laura wiegte traurig lächelnd ihr Haupt. Ich habe nicht diese freudige Zuversicht es zu hoffen, und doch auch wieder nicht die Kraft, den Gedanken einer Trennung von Dir ertragen zu können, flüsterte sie. Zuweilen, wenn ich recht inbrünstig gebetet habe, scheint es mir, daß Gott mir beistehen und mich stärken will zu dem Entschluß, mich willig und gehorsam den Befehlen der Königin-Mutter zu unterwerfen, und die Hand dieses Grafen Boß anzunehmen, den Gott vielleicht mir gezeigt hat, als das Mittel, welches mich wieder auf den Weg der Pflicht und des Gehorsams zurückführen soll. Aber sobald ich das entscheidende Wort aussprechen will, sind meine Lippen wie von ehernen Banden geschlossen, und es ist mir, als ob sie sich nur öffnen könnten, um einen Schrei auszustößen, der mit seiner Verzweiflungsgewalt mein ganzes Wesen zerschmettern und mich in Staub auflösen müßte.

Der Prinz schloß sie mit leidenschaftlicher Gewalt in seine Arme. Schwöre mir, daß Du nimmer so feig und so treulos sein willst, von den Drohungen und den Scheltworten meiner Mutter Dich unterjochen zu lassen, sagte er fast zürnend. Schwöre mir, daß Du treu bleiben willst Deinem Schwur, diesem Schwur, durch welchen Du mein bist, mein für alle Ewigkeit, durch welchen Du Dich mir zu meiner Braut und zu meiner Gattin angelobt hast!

Ich schwöre es Dir! sagte sie, ihm mit Augen voll Zärtlichkeit und Liebe in das erregte, glühende Angesicht schauend.

Sie werden meine Abwesenheit benutzen, Dich zu martern und zu quälen, fuhr er fort. Meine Mutter wird in dem Ungestüm ihres heftigen Naturells Dich mit Vorwürfen, mit Bitten, mit Drohungen bestürmen, aber wenn Du mich liebst, wirst Du die Kraft finden, ihr zu widerstehen und nicht wankend zu werden in Deiner Treue. Noch weiß meine Mutter nicht, daß ich es bin, den Du mit Deiner Liebe beglückst, daß ich es bin, welcher Dich anbetet, und welcher kein schöneres und stolzeres Glück erstrebt und kennt, als Dein Gemahl zu sein, noch glaubt sie, daß, wenn nicht der König, einer der Markgrafen, oder der junge Prinz von Braunschweig es ist, welcher Dein Herz besitzt, und die Schuld trägt an Deiner Weigerung, Dich dem Grafen Voß zu vermählen. Aber irgend ein Zufall kann ihr unsere Liebe verrathen, und dann wird ihr Zorn fürchterlich sein, dann wird sie Alles daran setzen, uns zu trennen, dann wird sie kein Mittel, keine Intrigue verschmähen, um ihren Zweck zu erreichen. Bleibe alsdann standhaft, meine Laura, standhaft, treu und besonnen! Glaube und traue keinem Gerücht, keinem Briefe, keiner Botschaft, sondern glaube nur an mich allein, nur meinem eigenen Wort! Ich werde Dir nicht schreiben, denn meine Briefe könnten aufgefangen werden, ich werde keinen Boten an Dich senden, denn man könnte ihn bestechen, und er könnte uns verrathen; nur wenn ich fallen sollte in der Schlacht, werde ich, so Gott mir gnädig ist, noch so viel Kraft finden, um einem mitleidigen Freunde meine Grüße an Dich aufzutragen, und er wird sie Dir hinterbringen, denn alsdann hat unsere Liebe nicht mehr das Auge der Welt, nicht mehr den Zorn des Königs und meiner Mutter zu fürchten. — Ich werde Dir nicht schreiben, aber

ich werde immer an Dich denken, mein Geist wird immer bei Dir sein!

Und wenn Du fallen solltest, wird Gott mir gnädig sein, und auch mich aus dieser Welt erlösen, welche für mich ein Grab ist ohne Dich, flüsterte sie mit leuchtenden Augen, sich innig an ihn schmiegend.

Der Prinz küßte sie leise und ehrfurchtsvoll auf die Stirn, und zog dann einen Ring von seinem Finger, den er an dem ihren befestigte.

Das ist unser Verlobungsring, sagte er. Jetzt bist Du Mein, jetzt trägst Du meinen Ring, die erste Schake dieser Kette, mit welchem ich Dein ganzes Leben an mich fesseln will. Jetzt bist Du meine Gefangene, und nichts kann Dich mehr von mir erlösen! Aber horch! Hörst Du da unten die Fanfaren schmettern und die Trommeln wirbeln? Hörst Du dieses Hurrah der Offiziere? Der König ist auf den Schloßplatz getreten, und schon wird er verwundert nach mir umher schauen! Ich muß fort, ich muß zum König! Horch, sie schreien schon wieder! Lebe wohl, meine Geliebte, Lebe wohl! Gott und seine Engel mögen Dich schützen!

Er sah sie nicht mehr an, er hatte die Kraft, sie nicht zu umarmen, sich nicht zurückhalten zu lassen von ihren Seufzern, ihren Thränen. Er trat langsam, um kein Aufsehen zu erregen, hinter den Gardinen hervor, und schloß sie sorgfältig wieder, um Laura den Blicken der Menge zu entziehen, dann ging er langsam durch die Reihen der Masken, welche, dem ausdrücklichen Befehl des Königs gemäß, durch den soldatischen Lärm da unten sich nicht in ihren Tanzbelustigungen durften unterbrechen lassen, und eilte in das daneben befindliche Cabinet. Hier warf er rasch die Maske und den Domino ab, welcher seine Uniform bedeckt und verhüllt

hatte, und den bereit liegenden Helm ergreifend, eilte er rasch durch die Gemächer, über die Treppen hinunter in den Schloßhof.

Dort stand der König inmitten seiner Generäle und Offiziere. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, jeder Gedanke, jeder Wille, jedes Wünschen hatte sich ihm untergeordnet, sein Geist hatte den ihren gefangen genommen und bewältigt, und nur Ein Gedanke, nur Ein Wille lebte und herrschte in ihnen Allen, der Gedanke und der Wille ihres Königs und ihres Herrn, dessen Blick wie das Auge des Adlers über ihnen schwebte, und sie Alle beherrschte und bezauberte.

Groß und heldenkühn stand er da in ihrer Mitte, sein schönes Antlitz leuchtend in einer wunderbaren Majestät und Begeisterung, seine Augen strahlend in einem Feuer und einer Gluth, welche sich an seinen eigenen heldenkühnen und hochherzigen Gedanken entzündet hatte, den feingeschnittenen Mund umspielt von jenem milden, zauberhaften, glühvollen Lächeln, das ihm stets alle Herzen gewann, und Jedermann zugleich erfreute und rührte. Hinter ihm standen die Prinzen und Generäle, der Fürst von Anhalt-Dessau, der alte Ziethen, der General von Winterfeldt und die Adjutanten, und über ihnen allen ragten leuchtend und majestätisch die, vom Glanz der zu beiden Seiten des Platzes in unübersehbarer Reihe aufgestellten Fackeln hell beleuchteten neuen kostbaren Fahnen empor, deren goldgestickte neue Inschrift: pro Gloria et Patria sternengleich aus dem Dunkel des Hintergrundes hervorblickte*).

*) Die frühere Inschrift der preussischen Fahnen war: Pro Deo, Gloria et Patria. Friedrich der Große ließ aber neue Fahnen für seine Armee anfertigen mit dem schwarzen Adler,

Friedrich hob den Arm mit dem entblößten Schwert und grüßte diese flatternden Fahnen mit der goldglänzenden Inschrift, dann begann er zu reden, und seine Stimme hallte wie Glockenklang so metallreich und volltönend über den Platz dahin.

Meine Herren, sagte der König, ich unternehme einen Krieg, worin ich keine andern Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem Glück. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Schlachtfeldern bei Warschau, bei Fehrbellin und bei dem Zuge nach Preußen sich erwarben. Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen. Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, durch glänzende Thaten von Ihnen verdient zu werden. Aber ich habe nicht erst nöthig, Sie zur Ehre anzufeuern; nur sie steht Ihnen vor Augen, nur sie ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siegen desto größer sein, da wir uns gegen brave Soldaten werden zu messen haben. Adieu! Reisen Sie ab. Ich werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatz der Ehre folgen, die uns erwartet*)!

der in der einen Klaue den Degen, den Scepter in der andern hielt, und die Umschrift trug: „Pro Gloria et Patria.“ Das frühere „Deo“ befahl der König fortzulassen, indem er sagte, man müsse den Namen Gottes nicht entweihen, indem man ihn mit weltlichen Dingen vermische. —

*) Rödtenbeck Tagebuch I, pag. 28.

XIII.

Die Rückkehr.

Es war ein sehr unblutiger Feldzug gewesen, dieser erste Feldzug des jungen preussischen Königs nach Schlesien. Kein Tropfen Blutes war dabei vergossen worden, kein anderer Angriff war gemacht worden, als der, welchen einer der Generale auf die Wange einer an dem Thore von Breslau stationirten Schildwache machte, die ihm den Eintritt in das Thor verweigern wollte. Der General strafte ihn mit einer schallenden Ohrfeige für seine Kühnheit und der besiegte Soldat taumelte zurück, den General mit seinem Stabe unbehindert in die überwundene Hauptstadt Schlesiens einziehen lassend. Ja, diese Hauptstadt einer Provinz, welche nur an den zahlreich ihnen auferlegten Abgaben wußte, daß es Oesterreich unterthänig sei, und welche seit mehr als hundert Jahren nicht mehr von einem Mitgliede des österreichischen Herrscherhauses betreten worden war. Auch weigerte sich Breslau gar nicht, diesen schönen jungen König aufzunehmen, welcher, indem er in die Stadt einmarschirte, überall sie so freundlich grüßte, für jede dieser Damen, die reich geschmückt an den Fenstern standen, ein gewinnendes Lächeln hatte, welcher in einer eigenhändig geschriebenen Proclamation den Schlesiern betheuerte, daß er nicht in feindseliger Absicht gekommen, und daß alle Einwohner in ihren Rechten, Privilegien und Freiheiten, in ihrer Religion, ihren Würden und Aemtern erhalten werden sollten. Die Bande, welche die schöne und fruchtbare Provinz Schlesien an Oesterreich fesselten,

waren lange schon sehr locker gewesen, und die Prophezeiung des Königs von Preußen hatte schnell genug ihre Bestätigung gefunden, diese Prophezeiung, welche der König in Krossen gemacht. Als er mit seinem Heer von Berlin kommend, in Krossen einmarschirte, fiel die große Glocke des Hauptkirchthurms mit donnerndem Geräusch aus dem Dachstuhl herunter, und zerschmetterte in ihrem Fall einen Theil der alten Kirche. Und ein ahnungsvolles Grauen durchlief das preußische Heer, selbst die alten kriegsgewohnten Generale machten ein sorgenschweres Gesicht, und deuteten diesen Glockensturz als ein böses Omen für die preußischen Truppen. Der König allein lächelte, und wie Cäsar, als er bei der Landung in Afrika fiel, gesagt hatte: „Ich halte Dich, Afrika,“ sagte Friedrich: „Dieser Glockensturz bedeutet, daß das Hohe, das Haus Oesterreich nämlich, wird erniedrigt werden*)!“

Schnell genug war diese Prophezeiung jetzt in Erfüllung gegangen, das Haus Oesterreich war rasch und ohne Widerstand gedemüthigt worden, und in die Hauptstadt Schlesiens war das preußische Heer eingezogen, freudig willkommen geheißen, nicht bloß von den protestantischen Einwohnern, welche so lange unter dem härtesten Glaubenszwang hatten dulden müssen, und denen der König von Preußen jetzt Glaubensfreiheit und ungehinderte Ausübung ihrer Religion zusicherte, sondern willkommen geheißen auch von den katholischen Einwohnern, von den Priestern und Jesuiten sogar, welche der König durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit überwunden hatte. Niemand hatte ein Bedauern mehr für die verlorene österreichische Ober-

*) Histoire de mon temps. pag. 185. — Preuß. Friedrich v. Gr. Vol. I, pag. 164.

herrschaft, und die Preußen wurden bald genug die Lieblinge des schlesischen Volkes, besonders der Frauen, welche mit zuvorkommender Bereitwilligkeit den schönen und kernigen preußischen Kriegern ihre Herzen entgegen trugen und in angstvoller Liebeshaft eilten, den raschgeschlossenen Bund der Herzen durch die Hand des Priesters dauernd und unauflösbar zu machen. Hunderte von Ehen wurden in diesen sechs Wochen, welche der König in Schlesien verweilte, zwischen den preußischen Soldaten und den schlesischen Landestöchtern geschlossen, und die preußischen Krieger, welche eben erst als Fremdlinge den feindlichen Boden betreten hatten, gründeten sich schnell genug dort den heimischen Heerd, und die Familie, ihrem König dadurch ein verdoppeltes Anrecht auf den Besitz dieser Provinz gebend, in der Frauen und Jungfrauen den preußischen Kriegern so schnell sich unterworfen, und sie zu ihren Herren gemacht hatten. Bald war es Mode geworden, daß die Frauen und Mädchen einen dieser stattlichen preußischen Soldaten ihren Geliebten nannten, und je größer und stattlicher derselbe war, desto stolzer und freudiger fühlte sich die glückliche Besitzerin. Begegnete doch einst dem Baron von Bielsfeldt, welcher den König nach Breslau begleitet hatte, auf der Straße eine junge, schöne Bürgerfrau, welche laut weinte und klagte, und jammernd ihre Hände rang. Als Bielsfeldt sie nach dem Grund ihrer Thränen fragte, sagte sie ganz naiv: ach Gott, ich bin gewiß eine beklagenswerthe Frau. Ich habe mich heut vor acht Tagen mit einem preußischen Grenadier verlobt, welcher fünf Fuß neun Zoll maß, und ich war sehr glücklich und stolz auf ihn. Heute aber hätte ich einen Gardisten bekommen können, welcher sechs Fuß und zwei Zoll mißt! Muß ich da also nicht klagen und weinen, da sich mir ein so schöner Riese,

ein so seltenes Exemplar anbietet, und ich es doch nicht mehr bekommen kann*)?

Der König von Preußen gewann sich die Frauen des Volks durch seine schmucken Soldaten, die Damen der Aristokratie durch seine eigene Schönheit, Liebenswürdigkeit, seine Grazie, Anmuth und seinen eminenten Geist. Als er der Aristokratie von Schlesien im Lokaltellischen Hause in Breslau einen Ball gab, eilten die vornehmsten und dem Hause Oesterreich früher am innigsten ergebenen hochadligen Familien, der Einladung des Königs zu folgen, und Jedermann drängte sich dazu, diesen liebenswürdigen König zu sehen, welcher zugleich ein Held und ein Dichter, ein Cavalier und ein Krieger, ein Jüngling und ein Weiser war, welcher schön war und jung und lebenslustig, und nicht sich einhüllte in steife ceremonielle Formen, der den Damen gegenüber ganz zu vergessen schien, daß er ein König sei, welcher gebieten konnte, sich nur darstellend als ein Cavalier, der, wenn er eine der Damen zum Tanz aufforderte, sich dies von ihr als eine schmeichelhafte Gunst erbat.

Und wie der König sich die Damen der Aristokratie durch seine eigene Liebenswürdigkeit und Schönheit eroberte, gewann er sich die Herren durch die Orden und Titel, welche er mit vollen Händen austreuete. „Mir träumte diese Nacht, sagte er lächelnd zu dem Baron von Pöllnitz, mir träumte, daß ich hier in Breslau einige Fürsten, Grafen und Barone schuf. Helfen Sie mir, daß mein Traum Wahrheit werde, indem Sie mir etliche Namen angesehener Familien nennen, welche ich fürsten, grafen und baronisiren kann.“ — Pöllnitz nannte die Namen und die Fürsten

*) Bielfeld. Lettres. Vol. I. pag. 160.

von Pleß, die Grafen von Hochberg und viele Andere gingen aus diesem Schöpfungsprozeß des Königs hervor.

Schlesien und Breslau waren jetzt also für den Moment unbestrittenes Eigenthum Preußens. Der König konnte nach Berlin zurückkehren, um sich wieder den Studien, den Vergnügungen, den Freunden und seiner Familie zu widmen. Das Vorspiel dieses großen Drama's, genannt der siebenjährige Krieg, war jetzt zu Ende gespielt, und während des Entre-Actes konnte der König sich bei den Künsten und Wissenschaften, im behaglichen Genuß geselliger Freuden ausruhen, und sich stärken zu dem bald beginnenden ersten Akt, dessen Acteur und Held er zu sein vorhatte.

Berlin empfing den wiederkehrenden König mit lautem Jubelgeschrei, es begrüßte mit stolzem Jauchzen seinen Herrscher, der jetzt in den Augen des übermüthigen, ahnenstolzen Oesterreichs nicht mehr der kleine Markgraf von Brandenburg war, welcher dem Kaiser von Oesterreich bei der Tafel das Waschbecken halten mußte, sondern der sich empor geschwungen hatte zu einem selbstständigen König, zu einem König, welcher von Oesterreich keine Gesetze mehr annehmen wollte, sondern im Begriff war der Tochter der Cäsaren selbst Gesetze vorzuschreiben.

Und mit leuchtenden, freudestrahlenden Blicken ging die Königin-Mutter mit ihren Prinzessinnen den wiederkehrenden, siegreichen Söhnen bis an die äußere Schloßpforte entgegen, mit von Thränen des Entzüdens verschleierte Augen empfing die Königin Elisabeth Christine den heimkehrenden Gemahl, welcher indeß für sie nur einen stummen Gruß, eine kalte ceremonielle Verbeugung hatte. Aber sie sah ihn doch wieder, sie konnte doch ihre ganze Seele versenken in diese strahlenden Augen, in denen sie für sich die zauberhaftesten

Wundermärchen las, er konnte es ihr mindestens in diesen Tagen des Ceremoniells nicht verwehren an seiner Seite zu sein, neben ihm zu sitzen an der Festtafel und in dem Concert, mit welchem die königliche Kapelle und die neuangeworbenen italienischen Sänger die Wiederkehr des Königs begrüßten.

Graun hatte zu diesem Tage eine eigne Festcantate componirt, und nicht allein die eben erst angelangte italienische Sängerin Laura Farinella, sondern auch die Schülerin von Graun und Duanz, die deutsche Sängerin Anna Brickerin, sollte in diesem Hofconcert sich hören lassen.

Es war dies für Anna ein entscheidender, bedeutungsreicher Tag. Sie stand an der Eingangspforte eines neuen Daseins, eines Daseins voll Glanz, Ruhm, Ehre und Ansehen. Was kummerte es also sie, daß ihr Vater ächzend und todeskrank auf seinem Lager stöhnte, was kummerte es sie, daß ihr Bruder Wilhelm seit drei Tagen nicht das väterliche Haus betreten hatte, und daß Niemand wußte, wo er war. Sie fragte nichts nach ihrem Vater und ihrem Bruder, sie trauerte nicht um die jüngst verstorbene Mutter. Sie hatte nur einen Gedanken, nur eine Sehnsucht und ein Ziel, sie wollte eine berühmte Sängerin werden, nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch um damit sich endlich die Hand dieses Mannes zu gewinnen, den sie weder liebte noch achtete, der aber den großen Vorzug besaß, ein Baron und ein einflußreicher Herr bei Hofe zu sein. Anna Brickerin hatte es sich daher zu einer Lebensaufgabe gemacht, die Gattin von Pöllnitz zu werden, nicht weil sie ihn liebenswerth fand, sondern weil er ein Baron war, weil er ihr eignes dunkles Herkommen mit dem Glanz seines Namens überstrahlen sollte, weil es für eine Sängerin schöner und empfehlens-

werther schien, die Gemahlin eines Barons als nur die Tochter eines Schneiders zu sein, mochte derselbe auch immerhin ein Hofkleidermacher und ein Millionair sein.

Seit zwei Tagen erst war der König von Breslau zurückgekehrt, und schon hatte Herr von Pöllnitz seiner schönen Anna einen Besuch gemacht. Noch niemals war er so zuvorkommend, so zärtlich gewesen wie dies Mal, denn noch niemals hatte er das, was ihm früher unmöglich geschienen, so sehr als eine wünschenswerthe Möglichkeit erachtet, noch niemals hatte er sich so ernsthaft mit dem Gedanken befreundet, Anna Prickerin, die Schneiderstochter, zu seiner Gemahlin zu machen. Jetzt aber dachte er daran. Das Beispiel des Grafen Rheyden hatte ihm Muth gemacht; was der König der Tochter des Kaufmanns und Fabrikanten bewilligt hatte, würde er auch der Tochter des königlichen Hofkleidermachers nicht verweigern wollen, vorzüglich wenn sich diese durch ihr eigenes Verdienst, durch ihre glänzende Begabung die Pforten des Königsschlusses, welche ihr sonst für immer geschlossen sein würden, geöffnet hatte, wenn sie durch die Gewalt ihrer Sirenenstimme die Barrièren erheben und niederstürzen gemacht, welche die Schneiderstochter von der eigentlichen Gesellschaft trennten. Wenn Anna Prickerin eine berühmte Sängerin war, wenn es ihr gelang den Beifall des Königs zu gewinnen, so war sie damit in den Adelsstand erhoben und Niemand durfte es anstößig finden, daß der Baron von Pöllnitz diese gefeierte Sängerin zu seiner Gemahlin erheben wollte. Wenn also Anna's Gesang dem König gefiel, wenn er ihr Lob spendete, war Pöllnitz fest entschlossen, sich sofort zu ihrem Ritter zu bekennen, und sie bald möglichst zu seiner Gemahlin zu erheben. Baldmöglichst! denn die Gläubiger drängten

so sehr und verfolgten den armen Baron auf allen seinen Wegen, drohten schon sogar mit der Justiz und dem Kerker. Pölnitz hatte es daher schon gewagt, den König daran zu erinnern, daß er ihm nach seiner Rückkehr aus Schlesien Hülfe versprochen habe. Aber auch dies war vergeblich gewesen. Der König hatte ihm erwidert: ich habe nicht mein Schlachtfeld gesehen und stehe nicht am Ende, sondern am Anfang eines Krieges, zu dem ich mehr Geld gebrauchen werde, als in meinen Chatoullen vorhanden ist. Warten Sie also, bis der Tag gekommen ist, den ich Ihnen verheißen habe, denn alsdann erst kann ich daran denken, mein Versprechen zu erfüllen!

Es war also für Herrn von Pölnitz eine Nothwendigkeit nach einem rettenden Faden zu suchen, der ihn aus diesem Labyrinth seiner Schulden erlösen konnte, und mit ängstlich klopfendem Herzen stand er daher am Abend des Concertes hinter dem Stuhl des Königs, um jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte zu belauschen und den Eindruck zuerspähnen, den der Gesang der schönen Anna Prickerin auf das Ohr des Königs machen werde.

Der König war heute ungewöhnlich heiter und aufgeräumt. Er fühlte sich ganz erquickt von diesen ruhigen, geistig belebten Tagen, welche er jetzt nach Wochen unruhigen und wüsten Daseins wieder in Berlin genießen konnte. Er hatte seine Bücher, seine Flöte mit einer wahren Wiedersehensfreude begrüßt und in seine Bibliothek eintretend, war es ihm gewesen, als kehre er eben heim in seine eigenste Heimath. Mit einem köstlichen Wohnegefühl hatte er das Schwert mit der Feder vertauscht, und statt der Schlachtpläne machte er jetzt Verse, schrieb er begeisterungsvolle Briefe an Voltaire, den er noch immer verehrte und ge-

wissermaßen anbetete, obwohl der sechstägige Aufenthalt Voltaire's in Rheinsberg, wohin derselbe vor dem Marsche nach Breslau gekommen war, die Vergötterung des Königs für den französischen Dichter sehr gedämpft hatte. Der König, welcher nach seinem ersten Begegnen mit Voltaire auf Schloß Moyland von Voltaire sagte: „Er ist so beredt, als Cicero, so angenehm, als Plinius und so weise wie Agrippa; mit einem Wort, er vereinigt in sich alle Tugenden und alle Talente der drei größten Männer des Alterthums*),“ der König nannte jetzt den Dichter der Henriade einen „Fou.“ Es empörte und betrühte sein Gemüth zu sehen, daß dieser große Dichtergeist im Grunde ein sehr gemeines, schmutziges und kaltes Herz habe. Er, welcher Voltaire wahrhaft als Freund geliebt hatte, er mußte jetzt mit Schmerz erkennen, daß Voltaires Freundschaft ein Besitzthum sei, welches man mit Geld und nicht mit Liebe bezahlen müsse, wenn man es nicht verlieren wollte. Der König, welcher ihn vor wenigen Monaten noch mit Cäsar, Plinius und Agrippa verglichen hatte, der König sagte jetzt zu Jordan: „Dein Geizhals Voltaire soll die Hefen seiner unersättlichen Habgier trinken, und noch dreizehnundert Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet mich jeder fünfhundert und funfzig Thaler. Das nenne ich einen Fou theuer bezahlen; wohl niemals hat ein Hofnarr bei irgend einem großen Herrn solche Bezahlung gehabt**).“

*) Correspondance avec Jordan.

**) Der König hatte Voltaire das Manuscript des Anti-Machiavelli geschenkt, und dieser hatte sich von dem Verleger van Duren in Amsterdam eine bedeutende Summe dafür zahlen lassen. Nichtsdestoweniger aber übergab er dem König für die mit dem Druck des Manuscripts gehaltenen Unkosten eine Rechnung von

Und heute stand dem König ein neuer Lebensgenuß bevor, denn heute sollte er zum ersten Male die neuen italienischen Sänger hören, seine italienischen Sänger. Er hatte jetzt also nicht mehr nöthig, sich wie bei der Begräbnißfeier seines Vaters italienische Sänger aus Dresden zu leihen. Er hatte seine eigenen Sänger.

Dieses heutige Hofconcert versprach daher dem König einen besonderen Genuß, und mit der Ungeduld eines Jünglings harrete er dem Anfang des Concerts entgegen.

Endlich gab Graun der Kapelle das Zeichen die Introduction zu spielen. Der König war so gespannt auf den nachfolgenden Gesang, daß er gar kein Ohr hatte für diese einfach schöne, gefühlvolle Musik seines Hofcomponisten, und daß sogar Quanzens meisterhaft ausgeführtes Flötensolo ihm nur ein lautes Bravo entlocken konnte. Endlich kamen die Sänger und Sängerinnen und der Chor begann.

Das Herz des hinter dem König stehenden Ober-Ceremonienmeister von Pölnitz klopfte laut, als er hinüber schaute zu Anna, welche ernst und stolz im herrlichsten modernsten französischen Anzug unweit der Farinella stand, und so ruhig und unbefangen nach der Hofgesellschaft hinüber schaute, als sei ihr das ein langgewohnter, gar nicht überraschender Anblick.

Der Chor war zu Ende. Laura Farinella hatte die erste Arie zu singen. Anna Prickerin hätte sie mit ihren zornigen Blicken ermorden mögen für diese Anmaßung früher als sie zu singen, die italienische Sängerin, im vollen Gefühl ihrer Herrscherwürde erwiderte

zweitausend Thalern, und forderte außerdem für seine Hin- und Rückreise noch die Summe von vierzehnhundert Thalern, welche der König indeß auf dreizehnhundert Thaler reducirte.

Anna's Blicke nur mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Lächeln, dann heftete sie ihre großen, durchdringenden Augen auf das Notenblatt und begann zu singen.

Anna Brickerin hätte laut aufschreien mögen vor Zorn, denn sie sah, wie der König wohlgefällig mit dem Kopf nickte, wie ein heiteres Lächeln sein Gesicht überslog, sie sah, wie sofort die ganze Hofgesellschaft entzückte Gesichter machte, wie sogar Pöllnitz eine ganz glückliche, begeisterte Miene annahm. Aber die Farinella sah es ebensowohl, und dieser königliche Beifall entflammte sie immer mehr. Ihre volle schöne Stimme flatterte und jauchzte in den künstlichsten Fiorituren und Mouladen auf und ab, ruhte sich dann in den getragenen empfindungsvollen, schmelzenden Tönen, um wieder sich empor zu schwingen und zu wirbeln in den künstlichsten gewagtesten Verzierungen der einfachen, lieblichen Melodie.

Deliciös! Süperb! sagte der König ganz laut, als die Farinella geendet, indem er sich ein wenig zu Pöllnitz hinwandte.

Erhaben, Göttlich! rief Pöllnitz mit entzücktem Augenverdrehen, und da er einmal das Zeichen gegeben, wagte es der ganze Hof seinem Beispiel zu folgen, und leise, halb unterdrückte Ausrufe des Beifalls, der Bewunderung zu murmeln.

Anna Brickerin fühlte wie sie erblaßte, wie ihre Füße unter ihr zitterten; sie hätte diese italienische Sängerin mit ihren Händen erwürgen können, diese stolze Farinella, welche ihr jetzt einen so herausfordernden, beleidigenden Blick hinüberwarf, als ob sie sie mit ihren Augen fragen wollte: wirst Du es noch wagen zu singen, nachdem ich gesungen habe?

Aber Anna fühlte den stolzen Muth in sich, es zu wagen. Sie sagte zu sich selber: ich werde sie den-

noch besiegen, denn sie ist eine elende Charlatanin; ihre Stimme ist dünne, wie ein Zwirnsfaden, und spitz, wie eine Nähnadel, während die meine so voll und mächtig wie eine Orgel daher braust, und was ihre Fiorituren anbelangt, so verstehe ich mich darauf eben so gut wie sie.

Mit solchem Bewußtsein nahm sie das Notenblatt zur Hand und wartete auf den Moment, wo das Ritornell beendet sein würde. Mit vollkommen ruhiger Miene blickte sie auf den Tactirstock des Kapellmeisters hin und lächelte, als sie den angstvollen Blick wahrte, den ihr Lehrer Quanz auf sie heftete.

Das Ritornell war beendet, Anna Prickerin begann ihren Gesang. Ihre Stimme übertönte voll und mächtig das Orchester, aber der König saß stumm und unbeweglich da, er machte nicht das kleinste Zeichen des Beifalls. Anna sah das und ihre Stimme, welche nicht vor Angst gezittert hatte, bebte jetzt vor Zorn. Aber sie wollte durchaus die Bewunderung des Königs erregen, sie wollte ihm imponiren durch die Kraft und Gewalt ihres Organs, sie wollte ihn zwingen ihr zu applaudiren, wie er es der Farinella gethan. Sie nahm daher jetzt die ganze Fülle ihrer Stimme zusammen, sie ließ die Töne mit übermäßiger Kraft aus ihrer Brust emporsteigen, sie machte eine so gewaltige Anstrengung, daß sie ein Gefühl hatte, als ob jeder Ton ihr den Brustkasten zersprengen müßte.

Aber jetzt hatte sie doch den Triumph, zu sehen, daß der König lächelte. — Ja, der König lächelte, aber es war nicht jenes Lächeln, mit welchem er zuvor die Farinella begrüßt hatte, es war das Lächeln des Spottes, der Verachtung fast. Er wandte sich an Pölnitz. Wie heißt denn dieses Frauenzimmer, welches da so abscheulich brüllt? fragte der König.

Pöllnitz zuckte die Achseln. Er hatte ein Gefühl, als ob in diesem Moment seine Gläubiger ihn erfaßten und ihm die Kehle zuschnürten.

Sire, flüsterte er tonlos, ich glaube es ist die Anna Prickerin.

Die Tochter des Hofseidermachers? fragte der König mit einem raschen Ausblitzen seiner Augen.

Ich glaube, daß sie es ist, Majestät, hauchte Pöllnitz.

Jetzt lächelte der König nicht mehr, sondern er lachte, ja er lachte, trotz der Fiorituren der wüthenden Sängerin, welche sehr wohl Pöllnitzens Achselzucken gesehen hatte und ihm im Geist dafür eine blutige Rache schwur. Er lachte, aber wie sehr Anna Prickerin auch immer schrie und sich abmühen mochte, der König applaudirte nicht.

Jetzt hatte sie den letzten Ton ihrer Arie gesungen, und mit athemloser, hochklopfender Brust wartete sie auf ein Beifallszeichen des Königs.

Aber es kam nicht. Eine tiefe Stille trat ein. Niemand äußerte nur das leiseste Zeichen des Beifalls, der Bewunderung, selbst Pöllnitz blieb stumm.

Wissen Sie gewiß, daß diese brüllende Signorina die Tochter unseres Schneiders ist? fragte der König jetzt, und als Pöllnitz es mit blutendem Herzen bejahete, fuhr der König lachend fort: ich habe schon gehört, daß man den Schneider einen Ziegenbock genannt hat, aber seine Kinder sind darum immer noch keine Nachtigallen, und eher kann der Schneider Pricker ein Kameel durch ein Nadelöhr ziehen, als er aus seiner Tochter eine Sängerin macht. Die Deutschen verstehen überhaupt nicht zu singen, und es ist ein unbegreiflicher Mißgriff von Graun, eine solche Sängerin vor uns singen zu lassen.

Sire, sie ist eine Schülerin von Quanz, sagte Pölnitz, und Quanz hat mir selber oft versichert, daß diese Anna Brickerin einst eine große Sängerin werden würde.

Ah, sie ist eine Schülerin von Quanz, wiederholte der König, indem er seine Blicke hinüberschweifen ließ nach Quanz, der mit furchtbar verdrießlichem Antlitz, mit finster zusammengezogenen Augenbraunen vor seinem Notenpulte saß.

Wenn er ein solches Gesicht macht, murmelte der König, brummt er immer ein paar Tage mit mir, und ist niemals mit meinem Flötenspiel zufrieden. Wir müssen ihn daher zu besänftigen suchen, und wenn diese Mamsell Bricker wieder singt, werde ich Quanz den Gefallen thun, ein wenig zu applaudiren.

Aber Anna Brickerin sang nicht wieder. Sie war wie zerbrochen auf ihren Sessel zurückgesunken, ein ungeheurer Zorn schoß wie ein Strom von Feuer durch ihre Adern hin, sie fühlte sich dem Ersticken nahe. Sie fühlte wie die Thränen in ihre Augen schossen, wie es vor ihren Ohren wirbelte und brauste, und als sie jetzt ihre wirren, entsetzten Blicke umherschweifen ließ, begegnete sie den spöttischen, siegreichen Augen der Farinella, welche ihr das lachende, stolze Antlitz zugewandt hatte. Anna fühlte es wie ein Schwerdt durch ihr Herz fahren. Sie stieß einen Schrei aus und sank bewußtlos zusammen.

Was war das für ein Schrei und was bedeutet die unruhige Bewegung dort im Sängerkhor? fragte der König, sich in seinem Gespräch mit dem General Rothenburg unterbrechend und Pölnitz zu sich winkend.

Sire, es scheint, als ob die Sängerin Anna Bricker in Ohnmacht gefallen ist, sagte Pölnitz.

Der König dachte, daß dies eine gute Gelegenheit

sein möchte, Quanz ein wenig zu besänftigen, indem er seiner Schülerin Theilnahme bewiese.

Das ist in der That ein sehr beklagenswerther Unfall, sagte der König laut. Eilen Sie, Pöllnitz, sich in meinem Namen nach dem Befinden dieser talentvollen jungen Sängerin zu erkundigen. Sollte sie noch leidend sein, so nehmen Sie einen Wagen und fahren Sie dieselbe in ihre Wohnung zurück, und kehren Sie nicht eher wieder, bis sie mir beruhigende Nachrichten über das Wohlergehen von Quanzens Schülerin geben können.

So sprechend schaute der König verstohlen hinüber nach dem gefürchteten Quanz, dessen Gesicht sich jetzt schon ein wenig aufgeklärt hatte, und der minder finster drein schaute.

Wir werden vielleicht mit einem Tag verdrießlichen Brummens davon kommen, flüsterte der König, und Quanz wird dies Mal bald besänftigt sein.

Er setzte sich und gab das Zeichen fortzufahren, denn er sah, daß die ohnmächtige Sängerin unter dem Beistand des Barons von Pöllnitz war hinausgetragen worden.

XIV.

Der Tod der alten Zeit.

Die Musik rauschte weiter, während Pöllnitz ganz entsetzt und voll heimlichen Grauens eine Hofequipage herbei rief, und dem erhaltenen königlichen Befehl gemäß mit der ohnmächtigen Sängerin von dannen fuhr.

Der König weiß nicht, welche furchtbare Botschaft er mir da gegeben, dachte Pöllnitz, während er mit Anna Brickerin durch die Straßen fuhr, und in wahrer Todesangst ihr Antlitz beobachtete. Wenn sie jetzt erwacht, wird sich der ganze Orkan ihres Zorns über mich ergießen, und ich bin ein verlorener Mann. Sie ist im Stande, mir die Augen auszukratzen, mich zu erwürgen, und sie macht aus mir eine Leiche, bevor wir noch den Wagen verlassen haben.

Aber seine Furcht war unbegründet. Anna regte sich noch immer nicht. Sie war noch bewußtlos, als sie schon vor dem Hause des Herrn Bricker hielten. Aber Niemand kam ihnen aus diesem Hause entgegen, obwohl Pöllnitz dem Lakaien befahl, die Hausthür zu öffnen, und obwohl die Klingel mächtig und gellend durch das Haus schallte. Niemand kam ihnen entgegen, als Pöllnitz mit Hülfe des Lakaien die immer noch Ohnmächtige aus dem Wagen hob, und sie in das Haus und über die Treppe hinauf in ihr Zimmer trug. —

Aber als der Baron sie jetzt langsam und vorsichtig auf den Divan gleiten ließ, machte Anna eine leise Bewegung, und ein tiefer Seufzer drang aus ihrer Brust hervor.

Jetzt wird der Sturm losstoben, dachte Pöllnitz ganz angstvoll, und er befahl rasch dem Lakaien, hinzugehen zu dem Wagen, und dort seiner Wiederkehr zu harren. Er wollte wenigstens keinen Zeugen haben bei der Scene, welche ihn jetzt erwartete, und bei welcher er, wie er Grund hatte zu fürchten, eine sehr leidende Rolle spielen würde.

Anna Brickerin schlug jetzt die Augen auf; ihr erster Blick fiel auf Pöllnitz, welcher sich über sie geneigt hatte und sie mit einem zärtlichen Lächeln ansah.

Welch ein Glück, meine theuerste Anna, flüsterte er, daß Sie endlich Ihre schönen Augen wieder öffnen. Ich glaubte schon zu sterben vor Angst. Anna Brickerin antwortete nicht sogleich. Ihre Augen waren mit einem träumerischen Ausdruck auf das lächelnde Antlitz des Hofcavaliers gerichtet, und während er ihr immerfort erzählte von seiner zärtlichen Sorge, von der gnädigen Theilnahme des Königs für ihren Unfall, schien Anna mühsam aus ihren Träumen und aus ihrer Besinnungslosigkeit sich empor zu raffen.

Jetzt schoß es wie ein Blitz über ihr Antlitz hin, jetzt glänzte der Strahl des Bewußtseins, des erwachten Geistes in ihren Augen auf, und mit einer blitzartigen Bewegung ihren Arm emporschleudernd, traf ihre Hand voll und mächtig die Wange ihres zärtlich lächelnden Anbeters, der entsetzt zurück taumelte, und leise wimmernd vor Schmerz sich die Wange hielt.

Warum haben Sie die Achseln gezuckt? fragte Anna mit zornbehebenden Lippen, sich von dem Divan empor schwingend und mit einer drohenden Bewegung auf Pölnitz hinschreitend, der angstvoll und scheu, eine zweite Explosion fürchtend, vor ihr zurück wich.

Warum haben Sie mit den Achseln gezuckt? wiederholte Anna drohender.

Ich weiß nicht, daß ich es gethan habe, meine Anna! stammelte Pölnitz.

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden. Nennen Sie mich nicht Ihre Anna! sagte sie heftig. Sie sind ein treulofer, verrätherischer Mensch, und ich verachte Sie aus tiefster Seele, denn Sie sind feig und haben nicht einmal den Muth, Diejenige zu vertheidigen, der Sie tausend Mal Ihre Liebe zugeschworen haben. Als ich aufgehört hatte zu singen, und Niemand mir applaudirte, da gerade hätten Sie

applaudiren müssen, da hätten Sie den Muth haben müssen, für mich in die Schranken zu treten und laut und öffentlich Ihre Geliebte zu vertheidigen, welche man durch eine elende Hofkabale, der Italienerin zu Gefallen, stürzen wollte.

Aber theuerste Anna, sagte Herr von Pöllnitz, Sie kennen die Hofetiquette nicht, Sie wissen nicht, daß es bei Hofe nur dem König erlaubt ist, Beifall zu äußern!

Und doch brachen Sie in einen Beifallsturm aus, als die Farinella gesungen hatte.

Weil der König das Zeichen dazu gegeben hatte!

Anna zuckte verächtlich die Achseln und ging mit hastigen Schritten auf und ab. Zu denken, daß alle meine Hoffnungen, alle meine stolzen Zukunftsträume zerstört sind, murmelte sie mit zitternden Lippen, während einzelne Thränen langsam über ihre Wangen niederrollten. Zu denken, daß der König, daß der ganze Hof gelacht hat, während ich sang, und daß diese stolze Italienerin mit ihrem übermüthigen Gesicht dies gehört und gesehen hat. Oh, oh, ich werde sterben, ich werde ersticken vor Zorn. Mein ganzes Leben ist vernichtet, meine ganze Zukunft ist in den Staub getreten.

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte und schluchzte laut. Pöllnitz hatte kein Mitleid mit ihren Thränen, aber er dachte gerührt an seine Gläubiger, und dieser Gedanke fachte die erloschene Zärtlichkeit in seinem Herzen zur hellen Flamme an.

Er näherte sich ihr, und legte sanft einen Arm um ihren Nacken. Theuerste Anna, flüsterte er, warum weinst Du, und wie kann dieser kleine Unfall Dich so unglücklich machen? Lieben wir uns nicht? Bist Du nicht immer noch meine geliebte Anna, meine schönste

angebetete Geliebte? Hast Du mir nicht geschworen, daß auch Du mich liebst, und daß Du kein höheres Glück verlangst, als unzertrennlich mit mir vereint zu sein?

Anna ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, und trocknete die Thränen aus ihren Augen fort, um Pöllnitz, den lieben, lächelnden, zärtlichen Pöllnitz besser sehen zu können.

Es ist wahr, fuhr Pöllnitz fort, Du hast heute Abend nicht den Triumph gefeiert, wie ihn Dein herrliches Talent verdient, die Farinella stand Dir im Wege. Der König hat einmal ein Vorurtheil gegen deutsche Sängerinnen, er behauptet, die Deutschen verständen nur Musik zu schreiben, nicht aber sie zu singen, das sei ein Vorzug der Italiener. Hättest Du einen italienischen Namen, so würde der König entzückt gewesen sein von Deiner wundervollen Stimme, Deiner staunenswerthen Fertigkeit, aber da Du unglücklicher Weise eine Deutsche bist, versagt er Dir seinen Beifall. Aber was Du hier nicht erhalten hast, wirst Du anderswo Dir mit Leichtigkeit erobern können. Laß uns vereint dieses undankbare, kalte Berlin verlassen, meine Geliebte, laß uns in die Fremde gehen und dort ein neues, schönes und köstliches Leben beginnen. Wir geben Dir einen italienischen Namen, ich mache mich zu Deinem Cavalier, und da ich an allen Höfen die bedeutendsten Verbindungen habe, wird es leicht sein, Dir überall ein Gastspiel auszuwirken. Du wirst Dir Ruhm und Geld ersingen, und wir werden als ein seliges, unzertrennliches Liebespaar mit einander leben.

Oh, sagte Anna kopfschüttelnd, es ist mir nicht um das Geld zu thun. Ich bin reich, reicher als ich selber glaubte. Mein Vater hat mir selber heut gesagt, daß er gegen siebenmalhunderttausend Thaler besitzt, und

daß er meinen Bruder, welcher seit drei Tagen Berlin verlassen hat, enterben will. Ich werde also seine alleinige Erbin sein, und das wird bald sein, denn mein Vater ist unrettbar verloren, der Arzt giebt ihm nur noch einige Tage zu leben.

Die Augen des Barons blitzten höher auf. Hat Dein Vater schon sein Testament gemacht? Hat er Dich zu seiner Erbin eingesetzt?

Heute wollte er das thun. Er hatte die Gerichtsbeamten hierher bestellt, und ich glaube, daß sie bei ihm waren, als ich zu diesem unseligen Concert fuhr. Es ist also nicht um des Geldes willen, daß ich eine Sängerin werden sollte, sondern nur um des Ruhmes willen! Aber jetzt entsage ich diesem Vorsatz; der heutige Abend hat mir gezeigt, daß es auch Dornen giebt auf dieser Künstlerbahn, welche ich nur mit Rosen bestreut glaubte. Ich entsage dem Ruhm und der Ehre, und will und verlange nichts mehr, als glücklich zu sein, glücklich durch die Liebe. Ja, Pölnitz, Sie haben Recht, fliehen wir dieses treulose, kalte Berlin, gehen wir in schönere Gegenden. Dort wollen wir uns Villen, Schlösser und Landgüter kaufen, dort wollen wir ein glückliches Liebesleben führen, und die Welt soll kein glücklicheres Paar kennen, als den Baron und die Baronin von Pölnitz.

Dies Mal empfand Herr von Pölnitz keinen Widerwillen bei dem Gedanken, daß die Tochter des Schneiders den kühnen Gedanken fassen konnte, seine Gemahlin werden zu wollen. Um ihrer siebenmahlhunderttausend Thaler willen verzieh er ihr diesen Uebermuth, fand er, daß es gar kein so demüthigendes Geschick sei, der Gatte der schönen Anna Brickerin zu werden.

Er betheuerte ihr also in leidenschaftlichen Worten

seine Liebe, und Anna hörte ihm zu mit strahlenden Augen und einem glücklichen Lächeln, als sie plötzlich durch ein lautes Klagen und Wimmern, welches aus dem anstoßenden Gemach ertönte, unterbrochen wurde.

Mein Vater! Es ist mein Vater! rief Anna entsetzt, indem sie rasch nach der Thür, und in den anstoßenden Ahnensaal eilte, wohin Pöllnitz ihr nachfolgte.

Dort, inmitten seiner Ahnen, der würdigen und angesehenen Hofkleidermacher, lag der Hofkleidermacher zweier Königinnen, der Abkömmling und Erbe eines so gloriwürdigen Geschlechtes, auf seinem Schmerzenslager.

Bleich und farblos, wie die Ahnenbilder, war auch das Antlitz des Herrn Bricker, aber nicht stier und glanzlos war sein Auge, wie bei diesen, sondern leuchtend in einer wilden, fieberhaften Gluth. Als er Anna in ihrem glänzenden französischen Hofcostüm, das sie noch nicht abgelegt hatte, erblickte, tönte von seinen Lippen ein so wildes, schauerliches Lachen, daß selbst Pöllnitz sein Herz erbeben fühlte.

Komm her zu mir, Du würdige Schwester Deines Bruders, sagte der Alte mit lallender Stimme, indem er mit seiner gelben abgezehrten Hand seine Tochter an sein Lager winkte. Komm her, und höre, was ich Dir zu sagen habe. Du und Dein Bruder, Ihr habt mein Herz gebrochen, Ihr habt mir täglich einen Tropfen Gift gegeben, und ich bin langsam, Tag für Tag daran gestorben. Dein Bruder hat wie der verlorene Sohn das Haus seines Vaters verlassen, aber nicht wie dieser ist er reuevoll zurückgekehrt, sondern mit keckem Uebermuth rühmt er sich seines Verbrechens und wirft mir seine Schmach hohnlachend ins Angesicht. Sieh, da ist der Brief, welchen ich heute von ihm empfang, und

in welchem er mir schreibt, daß er mit der Tochter meines zweiten Mörders, des Franzosen Pelissier, entflohen ist, um Schauspieler zu werden, um den alten ehrwürdigen und angesehenen Namen seiner Väter in den Schmutz zu treten und ihn zum Gespött der Gassenbuben zu erniedrigen. Zu diesem edlen Werk fordert er von mir das Erbtheil seiner Mutter. Er soll es haben, ja, er soll es haben, es sind fünftausend Thaler, aber von mir bekommt er nichts, nichts weiter als meinen Fluch, von dem ich Gott bitte, daß er ewig vor seinen Ohren wiedertönen möge.

Der Alte ließ erschöpft sein Haupt auf das Lager zurücksinken und ächzte laut. Anna stand mit thränenlosen Augen an dem Lager ihres sterbenden Vaters, und dachte nur an diese glanzvolle und köstliche Zukunft, welche mit jedem Moment einen Schritt näher zu ihr heran rückte. Pöllnitz hatte sich in eine der Fensterischen zurückgezogen, und überlegte eben, ob es besser sei, den Tod des Alten abzuwarten, oder ob er jetzt zum König zurückkehren sollte.

Plötzlich schlug Herr Bricker die Augen wieder auf, und sein Blick ruhte mit einem zornigen und hämischen Ausdruck auf dem Antlitz seiner Tochter.

Welch eine schöne vornehme Dame Du jetzt bist, sagte er mit einem unheimlichen Grinsen. Ganz nach der neuesten Mode angeputzt, dazu eine große Sängerin, welche vor dem König und dem Hofe singt. Eine so vornehme Dame muß sich schämen, daß ihr Vater ein Schneider ist. Ich begreife das und gehe also ins Grab, um meine vornehme, schöne Tochter nicht zu geniren. Ja, ich gehe, und nichts soll die stolze Sängerin mehr an mich erinnern, nichts, sage ich, weder mein Haus, noch mein Geld. Oh, eine Sängerin kann nicht die Erbin eines Schneiders sein,

eine Dame, welche französische Kleider trägt, kann nicht das Geld nehmen, welches ihr Vater mit den altmodischen Trachten verdient hat.

Und der Alte brach in ein wildes, wahnsinniges Lachen aus, während Anna entsetzt auf ihn hinstarrte und Pöllnitz aus seinem Versteck hervor an das Lager trat, um besser hören und beobachten zu können.

Ich verstehe Dich nicht, mein Vater, sagte Anna zitternd und angstvoll.

Du wirst mich bald verstehen, lachte der Alte mit einem heiseren Lachen. Wenn ich todt bin und die Gerichtsbeamten kommen und mein Testament, das ich ihnen heute übergeben habe, Dir vorlesen werden, dann wirst Du mich verstehen, dann wirst Du wissen, daß ich mein Hab' und Gut den Armen dieser Stadt vermacht habe, und nicht der vornehmen Sängerin, welche mein Geld nicht bedarf, da sie eine Million in ihrer Kehle hat. Mein Sohn ein Schauspieler, meine Tochter eine Sängerin, so ist es recht, so kann man mit Freuden in die Grube fahren und Gott danken, daß man stirbt. Ach, ach, Ihr sollt an den alten Vater Pricker denken, Ihr sollt mir fluchen, wie ich Euch geflucht habe, und da Ihr über meinen Tod nicht weinen werdet, so sollt Ihr wenigstens ihn als ein schweres Unglück betrachten. Enterbt seid Ihr, Beide enterbt, die Armen sind meine Erben und Ihr Beide bekommt nichts, als das Erbtheil Eurer Mutter, welches ich Euch leider nicht entziehen konnte.

Vater! Vater! Das ist nicht möglich, das kann nicht Dein Ernst sein, schrie und jammerte Anna. Es ist nicht möglich, daß ein Vater so grausam, so unnatürlich handeln kann, seine Kinder zu enterben.

Habt Ihr nicht auch grausam, nicht auch unnatürlich an mir gehandelt? fragte der Alte grinsend. Habt Ihr

mich nicht gemartert und gequält, habt Ihr mich nicht mit lachendem Munde ermordet, wie Ihr Eure Mutter ermordet habt, Eure Mutter, welche vor Gram über Euch gestorben ist? Nein, nein, kein Mitleid mit den unnatürlichen Kindern. Sie sind enterbt, enterbt, enterbt!

Und mit einem lauten Kreischen sank der Alte auf sein Lager zurück, laut ächzend und stöhnend, während seine Züge jenen eigenthümlichen, starren und ehern-gefurchten Ausdruck annahmen, wie er das menschliche Antlitz überschleicht, ein graufiger Herold des Todes, der kommt, sein Opfer zu empfangen.

Er stirbt! Er stirbt! schrie Anna, sich über das Bett ihres Vaters werfend. Er stirbt, und er hat mich enterbt.

Ja, enterbt! laste die schwere Zunge des Sterbenden.

Böllnitz fühlte sein Herz erbeben bei diesem Anblick, mit hastigen Schritten flog er aus diesem unheimlichen Gemach, stürzte er die Treppe hinunter, die Hausthür so heftig aufreißend, daß die Klingel mit einem lauten, wilden Gefreisch durch das stille Haus ertönte.

Erst als er in seinem Wagen saß und wieder dem Schlosse zueilte, fand er seine Ruhe und Gelassenheit wieder und sich gemächlich in die seidenen Polster zurücklehrend, sagte er: ich werde beim König um meine Entlassung einkommen, ich werde protestantisch werden und dann nach Nürnberg eilen, um die reiche Patri-
zierin zu heirathen.

XV.

Die Entdeckung.

Sie saßen wieder vereint in dem stillen, süßduftenden Blumenhaus, sie ruhten wieder Herz an Herzen, nach langer Trennung schauten sie sich wieder in die von seligen Thränen verdunkelten Augen, und fragten sich lächelnd und glückestrunken, ob das Alles nicht ein Traum sei, ein köstlicher, wonniger Traum?

Es war das erste Mal seit seiner Rückkehr aus Schlesien, daß der Prinz August Wilhelm seine Laura allein und ohne Zeugen wieder sah, und ihr erzählen konnte von seiner Sehnsucht und seinen Schmerzen, das erste Mal, daß sie ihm die süßen und heiligen Bekenntnisse ihrer Liebe ins Ohr flüstern konnte, diese Bekenntnisse, welche außer ihrem Geliebten Niemand hören sollte, als Gott allein.

Aber da waren doch vier Ohren, welche Alles hörten, vier Augen, welche Alles sahen, was in der Lorbeerlaube geschah, da war Louise von Schwerin, und ihr Liebhaber, der schöne Fritz Wendel, welche in der Felsgrotte saßen, und Arm in Arm geschmiegt, dem holden Geplauder des Prinzen und seiner Braut zuhörten.

Wie glücklich diese Beiden sind! flüsterte Louise seufzend.

Sind wir es nicht auch? fragte Fritz Wendel zärtlich, indem er seinen Arm fester um ihre Gestalt lehnte. Lieben wir uns nicht eben so heiß, eben so leidenschaftlich und rein, wie Jene dort?

Und doch würde man für jene Beiden Thränen

des Mitleids weinen, während man uns Beide nur verlachen und verspotten würde, seufzte Louise.

Es ist wahr, der arme Gärtner ist nur ein belachenswerther Liebhaber für das schöne Fräulein von Schwerin, murmelte Fritz Wendel. Aber das soll und wird anders werden, und bald werde ich die neue Carrière einschlagen, welche ich mir vorgezeichnet habe. Meine Louise soll nicht mehr zu erröthen haben vor ihrem Geliebten, und nicht länger soll es für sie eine Schmach und Erniedrigung sein, von mir angebetet zu werden. Ich habe ein Mittel in Händen, mit welchem ich mir Rang und Ansehen erkaufen kann, ich werde es anwenden.

Sage mir dies Mittel, laß mich Deine Pläne kennen, bat Louise.

Er deutete mit einem grausamen Lächeln hinüber nach dem Prinzen und seiner Geliebten. Dort ist mein Kaufpreis, flüsterte er, ich werde hingehen und sie dem König verrathen, der mir für dies Geheimniß Rang und Reichthum bewilligen wird, denn von diesem Geheimniß hängt die Zukunft Preußens ab. Hören wir also, was sie sprechen, damit —

Nein, hören wir nicht, unterbrach ihn Louise lebhaft. Es ist grausam und unedel, mit Anderer Unglück sich selber das Glück erkaufen zu wollen, es ist —

Fritz Wendel legte ihr leise die Hand auf die zürnenden, glühenden Lippen. Um Gotteswillen, schweige jetzt und höre.

Das Gespräch des Liebespaares in der Vorbeerlaube hatte jetzt eine andere Wendung genommen. Ihre Augen leuchteten nicht mehr vor Entzücken, sie waren trübe und glanzlos, und ein tiefer Kummer sprach aus ihren Zügen.

Es ist also wirklich wahr, flüsterte Laura tieftraurig,

Sie sind verlobt, Sie sind der Bräutigam der Prinzessin von Braunschweig?

Es ist wahr, sagte der Prinz tonlos. Es gab kein anderes Mittel unser Geheimniß zu sichern und zu bewahren, als daß ich mich anscheinend ruhig und gelassen dem Befehl des Königs fügte, und in diese Verlobung willigte. Sie wird so lange der Deckmantel unserer Liebe sein, bis wir sie frei und unverhüllt der ganzen Welt zeigen und offenbaren können. Und dies, meine Geliebte, hängt nur von Dir ab. Gedenke jetzt der Schwüre ewiger Liebe, ewiger Treue, welche wir einander dargebracht, gedenke, daß Du mir gelobt, Mein zu sein für alle Ewigkeit, und mir Dein ganzes Leben zu weihen. Gedenke, daß Du meinen Verlobungsring am Finger trägst, und also meine Braut bist.

Und doch sind Sie der Verlobte einer Anderen, und einen anderen Verlobungsring tragen Sie an Ihrem Finger!

Aber diese Prinzessin, welcher man mich verlobt hat, weiß, daß ich sie nicht liebe, ich habe ihr mein ganzes Herz geöffnet. Ich habe ihr gesagt, daß ich nimmer ein anderes Weib lieben werde, als Sie allein, daß ich nimmer eine andere Frau meine Gemahlin nennen werde, als Laura von Pannewitz, und sie war großmüthig und edel genug, einzugehen auf dieses Maskenspiel, und so lange als meine Braut zu gelten, bis unser Bund dieses Schutzes nicht mehr bedarf. Setzt also, meine Laura, jetzt beschwöre ich Dich bei unserer Liebe, bei dem Glück unseres ganzen Lebens, gieb endlich meinem heißen Flehen nach, erfülle meine inbrünstigen Bitten, habe den Muth, der Welt zu trotzen, und ihren Vorurtheilen mit der Tapferkeit eines edlen und reinen Bewußtseins die Stirn zu bieten. Folge

mir, meine Geliebte, entfliehe mit mir, entschließe Dich, mein Weib zu werden!

Er sah sie mit so flehenden, liebestrahrenden Blicken an, daß Laura ihr Herz erbeben fühlte, und nicht den Muth fand ihm entschieden zu widerstreben. Ihr eigenes Herz sprach für ihn, und jetzt, da sie im Begriff stand, ihn zu verlieren, wenn sie ihm noch länger widerstand, jetzt, wo er der Verlobte einer Andern war, jetzt erfüllte dieser Gedanke sie mit einer qualvollen Eifersucht, jetzt war sie sich bewußt, daß es leichter sei, in den Tod zu gehen, als ihrem Geliebten zu entsagen.

Aber ihr edles, jungfräuliches Bewußtsein gab ihr dennoch die Kraft mit ihrem eigenen, schwachen Herzen kämpfen, die lockenden, verführerischen Stimmen nicht hören zu wollen, welche in ihrer eigenen Brust ertönten. Wie Odysseus wollte sie ihr Ohr verstopfen vor den zauberhaften Sirenenstimmen, welche sie verlocken wollten. Aber sie hörte sie doch immerfort, und obwohl sie die Kraft gefunden die Wünsche des Geliebten zu verneinen, und seine Bitte, mit ihm zu fliehen, abzulehnen, wehrte sie ihm doch nicht, als er mit immer glühenderer Leidenschaft, mit immer heftigeren Worten sie beschwor, ihm zu folgen, sein Weib, seine Gemahlin zu werden.

Es war eine so süße, so köstliche Musik, es war ein so berauschendes Glück, das Haupt an seine Schulter gelehnt, zu ihm emporzublicken, in sein schönes, erregtes Antlitz zu schauen, und mit ihren Blicken diese Worte glühender Liebe, schmerzlicher Sehnsucht von seinen Lippen zu trinken, zu wissen: was er leidet, leidet er um Dich! Du kannst ihn beseligen, oder ihn in Verzweiflung stürzen.

Sie wußte nicht, daß diese Worte, welche sie

trank, sich wie ein verzehrendes Feuer durch ihre eigenen Adern ergoß, welche ihre eigenen Entschlüsse ertödtete und ihre Kraft in Asche verwandelte.

Als er, zur Verzweiflung gebracht von ihrem Schweigen, ihrem Widerstreben, endlich in Thränen ausbrach, als er sie der Grausamkeit, der Lieblosigkeit anklagte, als sie sein edles Antlitz voll Schmerz und Jammer sah, fand sie nicht mehr den Muth, ihm zu widerstehen, und sich mit einem köstlichen Erröthen in seine Arme schmiegend, flüsterte sie: nimm mich hin, denn von nun an bin ich auf ewig Dein! Ich nehme Dich an zu meinem Herrn und Gemahl, Dein Wille soll der meine sein, was Du beschließt, das soll geschehen, wohin Du mich ruffst, dahin werde ich gehen, bis an's Ende der Welt will ich Dir folgen, und nichts soll uns mehr trennen, nichts als der Tod!

Der Prinz drückte sie fest und innig in seine Arme, und küßte ihre reine, hohe Stirn. Gott segne Dich, meine Geliebte, Gott segne Dich für diesen Entschluß, sagte er, und seine Stimme war jetzt wieder mächtig und voll, und sein Antlitz hatte jetzt wieder einen festen, energischen Ausdruck angenommen. Er war nicht mehr der klagende, verzweifelte Liebhaber, sondern der feste entschlossene Mann, welcher wußte, was er wollte, und welcher Energie und Muth genug besaß, seinen Willen zur That werden zu lassen.

Fritz Wendel legte seine Arme fester um Louisens Gestalt, und sie inniger an sich drückend, flüsterte er: Louise, Du sagst, daß Laura ein Engel an Tugend und Sittsamkeit ist, und doch hat sie nicht den grausamen Muth, ihrem Geliebten länger zu widerstehen, doch ergiebt sie sich seinem Flehen, und ist entschlossen mit ihm zu fliehen. Willst Du minder weich und

menschlich sein, als diese zarte, sittsame Laura? Oh, Louise, folge doch auch Du Deinem zärtlichen, echt weiblichen Herzen, fliehe mit mir, werde heimlich mein Weib, und dann verberge ich Dich, und gehe hin, um Denen Bedingungen vorzuschreiben, welche jetzt meine Werbung um Dich mit stolzem Hohn zurückweisen würden.

Ich werde thun, was sie thut, flüsterte Louise mit glühenden Wangen. Was Laura thun darf, werde auch ich thun. Flieht sie mit ihrem Geliebten, so fliehe auch ich mit Dir, wird sie sein Weib, so werde ich die Deine. Setzt aber laß uns schweigen und hören.

Und nun, meine Laura, höre mir zu, und merke Dir jedes meiner Worte wohl, sagte Prinz August Wilhelm ernst. Ich habe alle Vorbereitungen, alle Maßregeln getroffen, und in acht Tagen schon wirst Du meine Gemahlin sein. Ich habe auf einem der mir zugehörigen Güter einen guten, frommen Prediger, welcher mir ganz ergeben ist. Er hat mir zugesagt, unsere Trauung zu vollziehen. Zu ihm also werden wir zuerst eilen, wenn wir Berlin verlassen haben, und wenn dort, zur Nachtzeit in der Dorfkirche der Bund unserer Herzen den Segen der Kirche empfangen hat, wenn Du mein Weib geworden, dann erwartet uns vor der Kirche ein Wagen, welcher uns mit Courierpferden über die preussische Grenze bringt. Ich habe schon von dem englischen Gesandten, welcher mein ergebener Freund ist, einen Paß erhalten, der uns unter fremdem Namen sicher und ungesährdet nach England bringt. Dort wird uns mein Oheim, der König von England, seinen Schutz und Beistand nicht versagen, und mit seiner Vermittelung werden wir uns mit meinem Bruder, dem König versöhnen. Wenn er

sieht, daß unsere Verbindung unauflöslich geschlossen ist, wird er den nutzlosen Versuch aufgeben müssen, sie zerreißen zu wollen.

Aber er kann und wird Dich strafen für Dein frevelhaftes Beginnen, er wird Dich der Thronfolge für verlustig erklären, und um meinetwillen wirst Du Deiner stolzen, glanzstrahlenden Zukunft entsagen müssen.

Mag dem so sein, sagte der Prinz lächelnd. Ich sehne mich nicht nach der Krone, und um diesen eiteln Flittertand irdischer Herrlichkeit ist mir mein Glück und meine Liebe nicht feil. Ich habe vielleicht auch nicht die Kraft, das Talent und die Geistesstärke ein Herrscher zu sein, mir genügt es, in Deinem Herzen zu herrschen, und ein König zu sein im Reiche der Liebe. Wenn ich mir also den unbestrittenen Besitz meiner Geliebten dadurch erkaufen kann, daß ich dem Thron entsage, so werde ich das mit Freuden thun, und nicht das mindeste Bedauern wird in mir sein.

Aber wie werde ich, ein armes, unbedeutendes schwaches Mädchen, wie werde ich Dir ersetzen können, was Du um meinetwillen aufgibst? fragte Laura zaghafte.

Du wirst mich lieben, und das ist mehr als Ersatz, das ist Lohn. Jetzt darfst Du nicht mehr zweifeln und zagen, jetzt muß Alles unter uns entschieden und fest sein. Du kennst unsern Zukunftsplan. Von meiner Seite sind alle Vorkehrungen getroffen, thue Du nun auch Deinerseits, was nöthig. Der Prediger Hartwig in Dranienburg ist es, der uns vermählen wird. Dorthin sende, was Du an den nöthigsten Kleidungsstücken und Dingen bedarfst, sende es ohne ein Wort, eine Bemerkung hinzuzufügen. Der Prediger ist durch mich im Voraus von dieser Sendung unterrichtet, und er wird die Koffer uner-

öffnet stehen lassen. Am nächsten Dienstag, gerade heute über acht Tage, giebt der König einen Ball. Du wirst schon zwei Tage vorher Dein Zimmer hüten, und ein bedeutendes Unwohlsein vorschützen, welches für Dich eine hinlängliche Entschuldigung ist, die Königin nicht zu dem Ball begleiten zu dürfen. Ich werde die Einladung annehmen, aber dennoch nicht erscheinen, sondern Dich vor dem Schloßthor von Monbijou erwarten. Um acht Uhr beginnt der Ball. Um neun Uhr verläßt Du Deine Zimmer und das Schloß, vor dessen Thor ich Dich empfangen. Hundert Schritte davon steht der Wagen, der uns sofort nach Oranienburg fährt. Vor der Dorfkirche halten wir still. Dort finden wir schon den Prediger vor dem Altar, bereit uns den Segen zu ertheilen, und sobald dies geschehen, besteigen wir den andern Wagen, der uns ohne Aufenthalt von dannen trägt, bis wir Hamburg erreicht haben, wo schon ein vom englischen Gesandten gemiethetes Schiff bereit liegt, welches uns aufnimmt, und uns nach England bringt. Du siehst, Theuerste, es ist Alles wohl überlegt und geordnet, und nichts wird unsern Plan nun noch hindern können, da wir Beide einig sind. In acht Tagen also, nicht wahr, meine Laura?

In acht Tagen, flüsterte sie. Ich habe keinen Willen mehr, außer dem Deinen.

Bis dahin wollen wir uns weder sehen, noch sprechen, sagte der Prinz, damit nicht irgend ein unüberlegtes Wort Verdacht erzeuge, und damit die Späheraugen, von denen wir Beide überall umgeben sind, keinen Zusammenhang finden zwischen Deinem und meinem Thun. Kein Wort, keine Botschaft, kein Brief, kein Zeichen wird uns von einander Kunde geben, aber am nächsten Dienstag schlag neun Uhr erwarte ich Dich

vor dem Schloßthor, und Du wirst mich nicht vergebens warten lassen.

Nein, ich werde Dich nicht vergebens warten lassen, flüsterte Laura, mit einem köstlichen Lächeln, ihr erröthetes Antlitz an dem Busen des Geliebten bergend.

Und Du, wirst Du mich vergebens warten lassen? fragte Fritz Wendel, indem er Louisens Haupt von seiner Brust empor hob, und ihr fest in das glühende, träumerische Antlitz schaute.

Nein, ich werde Dich nicht vergebens warten lassen, sagte Louise von Schwerin. Auch wir werden unsern Wagen haben, nur werden wir einige Stunden früher fahren als der Prinz und seine Laura. Auch wir werden nach Dranienburg fahren, und vor der Thür der Kirche werden wir den Prinzen erwarten. Wir werden ihm sagen, daß wir sein Geheimniß kannten, und es nicht verriethen. Wir werden ihm unsere Liebe gestehen, Laura wird für uns bitten, und der Prediger wird statt Eines Liebespaares, Zweie zu trauen haben. Dann werden wir vereint mit dem Prinzen und seiner Gemahlin weiter fliehen und sie nach England begleiten, und wie der Prinz von dort aus den König, so werden wir meine Familie um Verzeihung anflehen. Oh, das ist ein herrlicher, ein wundervoller Plan. Ich werde eine Flucht, eine Entführung, eine nächtliche Trauung, eine große Reise haben. Es wird sein wie in diesen köstlichen Romanen, welche ich so gerne lese, und phantastisch und abenteuerlich wie diese, wird auch mein Leben sein. Aber was ist das? unterbrach sie sich selber. Hörtest Du nichts? Mir war's, als hörte ich Geräusch, als würde die äußere Thür des Treibhauses geöffnet.

Still, still, murmelte Fritz Wendel. Auch ich habe es gehört, laß uns also auf der Huth sein.

Auch der Prinz und Laura hatten das Geräusch gehört, und sie lauschten in athemloser Angst und blickten unverwandt nach der Thür dort drüben hin. Vielleicht war es nur der Wind gewesen, welcher die äußere Thür der Vorhalle bewegt hatte, vielleicht — aber nein, da öffnete sich leise die Thür des Salons, da sah man eine hohe weibliche Gestalt vorsichtig und leise durch dieselbe eintreten.

Die Königin! flüsterte Laura in sich erschauernd.

Meine Mutter, murmelte der Prinz, indem sein angstvoller Blick rettungsuchend überall umher spähet. Setzt hastete er auf der dunklen Felsgrotte, und rasch mit dem Finger nach ihr hindeutend, flüsterte er: eile, eile! Dort verbirg Dich! Ich bleibe, und erwarte meine Mutter.

Schon sah man zwischen Zweigen und Blumen-gehängen die hohe Gestalt der Königin näher und näher heran schreiten, schon konnte man ihr blitzendes Auge, ihr stolzes, zürnendes Antlitz erkennen.

Eile, eile, flüsterte der Prinz, verbirg Dich, oder wir sind verloren.

Laura schlüpfte leise und tief gebückt hinter dem Lorbeer und Myrthengesträuch dahin, jetzt hatte sie ungesehen von der Königin den sicheren Schlupswinkel, die Felsgrotte, erreicht, und lehnte sich zitternd, todesbleich an die innere Wand an, ihr Auge noch geblendet von der plötzlichen Dunkelheit, nicht sehend, nichts denkend, zitternd in tödtlicher Angst.

Plötzlich hörte sie neben sich eine leise, flüsternde Stimme. Laura, liebe Laura, fürchten Sie nichts. Wir sind treue Freunde, welche Ihr Geheimniß kennen und Sie retten wollen.

Folgen Sie mir, mein Fräulein, flüsterte eine andere Stimme. Vertrauen Sie uns, wie wir Ihnen

vertrauen. Wir kennen Ihr Geheimniß! Sie sollen das unsere kennen lernen. Geben Sie mir Ihre Hand. Ich führe Sie unbemerkt von hier fort und ungesehen können Sie in das Schloß zurückkehren.

Laura war wie betäubt, kaum ihrer Sinne mächtig. Sie fühlte sich sanft vorwärts gezogen, sie sah neben sich ein lächelndes freundliches Mädchenangesicht und jetzt erkannte sie das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin.

Louise, fragte sie leise. Was bedeutet dies Alles?

Still, flüsterte sie. Folge ihm. Steige die Stufen hinab. So, Gott mit Euch! Ich bleibe hier und decke den Rückzug.

Jetzt war Fritz Wendel mit Laura in der Tiefe verschwunden. Louise ließ eilig die Maschinerie spielen und den Lorbeerbaum sich über die Oeffnung schieben. Dann schlüpfte sie leise hinter das Farrenkraut am Eingang der Grotte, um zu sehen und zu beobachten, was da draußen geschah.

Die Königin Sophie Dorothea war es in der That, welche zu dieser ungewöhnlichen Stunde allein und ganz ohne Begleitung in das Gewächshaus gekommen war.

Es war die Zeit, in welcher die Hofdamen der Königin sonst jeden Tag vollkommene Freiheit und Muße hatten, die Zeit der Mittagsruhe. Die Königin pflegte dann ihre Damen zu beurlauben, und ihnen einige Stunden der freien Selbstbestimmung zu gönnen, während sie selber den Schlaf, der sie seit einiger Zeit Nachts zu fliehen schien, sich am Tage zu erobern suchte. Indessen heute hatte sie auch am Tage die gewohnte Ruhe nicht finden können; mißmuthig darüber war die Königin, auf- und abwandelnd an's Fenster getreten, und hatte träumerisch hinab geschaut

in diesen stillen öden Garten, den der Winter jetzt noch mit einem glänzenden Leichentuch eingehüllt hatte. Da war es ihr, als sähe sie dort eine weibliche Gestalt eilig den Gang hinab gehen. Es war nicht eine der Dienerinnen des Schlosses, das erkannte die Königin an dem Anzug der räthselhaften Erscheinung, es war eine ihrer Hofdamen, und obwohl Sophie Dorothea ihr Antlitz nicht erkennen konnte, war sie doch sofort überzeugt, daß das Niemand Anders sei, als Laura von Pannewitz, und daß sie jetzt zu einem Rendezvous mit dem unbekannten Liebhaber gehe, welchen die Königin, trotz aller ihrer Bemühungen noch nicht hatte erspähen können.

Der Entschluß der Königin war schnell gefaßt. Sie rief ihre Kammerfrauen, ließ sich ihren Pelz und ihre Capuze geben, erzählte, daß sie eine plötzliche Neigung zu einem einsamen Spaziergang in sich verspüre, befahl keine ihrer Damen zu rufen, sondern sie ihrer gewohnten Muße zu überlassen, und eilte dann hinunter in den Garten, denselben Weg einschlagend, welchen sie zuvor die verhüllte Dame hatte gehen sehen. Sie konnte ganz deutlich die Spur frischer Fußtritte im Schnee verfolgen, und diese Spur leitete sie bis zu dem Gewächshaus hin. Ohne zu zaudern trat die Königin ein, fest entschlossen endlich das Geheimniß ihrer Hofdame kennen zu lernen, und als strafende Richterin vor sie zu treten.

Ein Glück war es für die armen Liebenden, daß die mit jedem Tage wachsende Corpulenz der Königin und ihr kranker rechter Fuß sie am rascheren Gehen verhinderte; als sie endlich daher den unteren Theil des Treibhauses erreichte fand sie Niemand dort, als ihren Sohn August Wilhelm, der sie indeß mit so verlegener und befangener Miene empfing, daß die

Königin sehr wohl begriff, ihr Erscheinen sei ihm nicht blos überraschend, sondern auch unerwünscht gekommen.

Sie fragte daher den Prinzen mit strengem Ton um die Ursache dieses unerwarteten und ungewohnten Besuchs ihres Treibhauses, und als August Wilhelm lächelnd erwiderte, er habe hier das Erwachen der Königin abwarten wollen, um ihr dann seinen Besuch zu machen, fragte die Königin mit Hefigkeit: und wer, mein Sohn, leistete Ihnen bei diesem langweiligen Geschäft des Erwartens Gesellschaft?

Niemand, meine theure Mutter, sagte der Prinz, aber er wagte es nicht dem forschenden Auge seiner Mutter zu begegnen.

Niemand? wiederholte sie. Ich hörte Sie indeß reden, als ich das Gewächshaus betrat.

Sie wissen wohl, Majestät, daß ich die Gewohnheit meines Vaters geerbt habe, und zuweilen mit mir selber rede, erwiderte der Prinz mit einem erzwungenen Lächeln.

Der König mein Gemahl verstummte aber nicht in seinen Selbstgesprächen, wenn ich zu ihm trat, rief die Königin heftig, er hatte keine Geheimnisse vor mir, wenn ich kam fuhr er fort in seinem lauten Selbstgespräch und ließ mich also Theil nehmen an seinen innersten Gedanken.

Der König, mein erhabener Vater hatte immer auch große und thatenreiche Gedanken, welche der Theilnahme der Königin Sophia Dorothea würdig waren, sagte der Prinz, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Gott verhöle, daß die Gedanken seines Sohnes anderer, und minder würdiger Art seien, rief die Königin mit flammenden Augen. Meine Söhne sollten mindestens zu stolz sein ihre Lippen mit einer Lüge zu

besudeln, und wenn sie den Muth haben, ein Unrecht zu begehen, so sollten sie auch den Muth haben, es einzugestehen.

Ich verstehe Sie nicht, meine theure Mutter, sagte der Prinz, und dem stolzen, durchbohrenden Blick der Königin mit ruhiger Fassung beegnend fügte er hinzu: ich bin mir keines Unrechts bewußt, und habe daher auch keins einzugestehen.

Nun beim Himmel, dies ist eine Vermessenheit, welche es verdient, daß man sie entlarvt, rief die Königin, welche jetzt nicht mehr die Kraft in sich fühlte, ihren aufwallenden Zorn zu besänftigen. Wissen Sie also, Prinz, daß ich mich von Ihrer Unbefangenheit und Ihrem Jugendstolze nicht täuschen lasse. Ich weiß, daß Sie nicht allein waren, ich selber sah die Dame hierher gehen, welche Ihnen bis zu meinem Erwachen Gesellschaft leistete, und ich bin ihr hierher gefolgt.

So sind Ew. Majestät, wie es scheint, einer Fata Morgana gefolgt, sagte der Prinz mit einem erzwungenen Lächeln, denn wie Sie sehen, bin ich allein, und Niemand, außer mir ist in diesem Blumensalon gegenwärtig.

Aber indem der Prinz so sprach, gleitete sein Blick ganz unwillkürlich nach der Grotte hinüber, welche sein Geheimniß verbarg.

Die Königin Sophie Dorothea fing diesen Blick auf, und verstand sofort dessen Bedeutung.

Es ist Niemand in dem Salon, wir wollen indeß sehen, ob auch in der Grotte Niemand ist, sagte sie, indem sie hastig einige Schritte vorwärts that.

Der Prinz faßte ihre Hand und hielt sie zurück. Ich beschwöre Sie, meine Mutter, sagte er dringend, gehen Sie nicht zu weit in Ihrem Verdacht und in Ihren Nachforschungen. Bedenken Sie immer, daß

Ihr Verdacht mich kränkt, und Ihre Nachforschungen mich zu einem Knaben erniedrigen.

Die Königin warf auf ihn einen stolzen zornigen Blick. Ich bin hier in meinem Eigenthum, sagte sie, seine Hand zurückdrängend, Niemand darf mir hier wehren, oder mich in meinem Willen beschränken wollen.

Nun denn, Madame, so folgen Sie Ihrem Willen, sagte der Prinz entschlossen. Ich wollte Ihnen ein Vergerniß ersparen, aber Sie haben es nicht gewollt. Komme dann über uns Alle Unfriede und Kummer, Ew. Majestät wollen es nicht anders, und da Sie unerbittlich sind, so werden Sie mich auch entschlossen und standhaft finden. Lassen Sie uns also immerhin in die Grotte gehen.

Er reichte der Königin den Arm und führte sie selbst zu der Grotte hin. Sophie, Dorothea fühlte sich entwaffnet von der Entschlossenheit ihres Sohnes, sie war fast schon überzeugt, daß sie ihm in der That Unrecht gethan, daß Niemand in dieser Grotte verborgen sei. Mit einem gütigen Lächeln wandte sie sich schon zu ihrem Sohn hin, um ihm einige besänftigende Worte zu sagen, als sie plötzlich hinter dem Farrenkraut das leise Rauschen eines Gewandes zu vernehmen glaubte, und einen weißen Schimmer durch das Laubwerk hervorblicken sah.

Und Sie sagen, daß eine Fata Morgana mich getäuscht habe, mein Sohn, rief die Königin hastig vorwärts schreitend, und ihre Hand gebieterisch ausstreckend, rief sie laut: Kommen Sie hervor, mein Fräulein, ersparen Sie Sich selbst und uns die Beschämung Sie mit Gewalt aus Ihren Versteck hervorzuziehen zu müssen.

Die Königin hatte sich nicht getäuscht, es regte

sich wirklich hinter dem Farrenkraut, und jetzt trat eine weiß gekleidete, weibliche Gestalt hervor, und warf sich zu den Füßen der Königin nieder.

Gnade, Majestät, Gnade! Ich bin unschuldig an dieser Störung. Ich bin in dieser Grotte eingeschlafen und erst erwacht, als es schon zu spät war, als Ew. Majestät schon in die Grotte eingetreten waren, und ich also nicht mehr entfliehen konnte. So bin ich eine unfreiwillige Zeugin Ihrer Unterredung geworden. Das ist mein ganzes Vergehen.

Die Königin hörte mit einem seltsamen, erstaunten Ausdruck zu, während der Prinz mit wahrhaftem Entsetzen auf diese knieende Gestalt hinblickte, welche hier auf eine so räthselhafte und unerklärliche Weise statt seiner Geliebten gefunden ward.

Das ist nicht die Stimme des Fräuleins von Pannwitz, sagte die Königin erstaunt, und indem sie an der Knieenden vorüber in den helleren Blumensalon zurück trat, sagte sie: stehen Sie auf und kommen Sie hierher, damit ich Ihr Antlitz sehen kann.

Die Dame erhob sich und trat vor. Louise von Schwerin! riefen die Königin und der Prinz zu gleicher Zeit, während das kleine Hoffräulein ihre gefalteten Hände flehend zu der Königin erhob, und mit dem Ausdruck kindlicher Unschuld sagte: oh, Majestät, haben Sie Erbarmen mit mir! Ich war so sehr müde von dem gestrigen Ball, und da Ew. Majestät schliefen, ging ich hierher, um auch ein wenig zu schlafen, obwohl ich nicht vergessen hatte, daß Ew. Majestät es nicht gern sehen, wenn wir dieses Treibhaus allein besuchen.

Sophie Dorothea würdigte sie keines Blickes; ihre Augen ruhten mit einem strengen, verachtungsvollen Ausdruck auf ihrem Sohn.

Ich habe wahrlich besser von Ihnen gedacht, sagte sie. Ein Kind zu verführen ist in der That eine sehr leichte, aber auch eine sehr verachtungswürdige That für einen königlichen Prinzen.

Meine Mutter, rief der Prinz entsetzt, Sie glauben doch nicht —

Ich glaube, was ich sehe, unterbrach ihn die Königin. Enden Sie jetzt daher mit Ihren Betheuerungen und Unschuldsversicherungen, und beugen Sie Sich der strengen Wahrheit, welche trotz Ihres Leugnens Sie gerichtet hat. Und was Sie anbetrifft, mein Fräulein, so gebiete ich Ihnen, mir zu folgen, und sich schweigend und ohne Widerrede und Entschuldigungen meinen Befehlen zu fügen. Kommen Sie, und nehmen Sie gefälligst eine heitere und unbefangene Miene an. Ich will nicht, daß mein Hof von diesem Scandal erfahre, und in Ihren entsetzten Mienen Ihre Schuld und Ihr Verbrechen lese. Daß Sie nicht durch Worte sich verrathen, das wird meine Sorge sein. Kommen Sie.

Sie faßte gebieterisch den Arm des kleinen Hoffräuleins und ging mit ihr die Halle entlang.

Der Prinz blickte ihnen erstaunt und verwirrt nach. Nun, wie auch immer dies Räthsel sich lösen möge, murmelte er, als die Königin mit ihrer Hofdame das Treibhaus verlassen hatte, Laura ist jedenfalls gerettet, und in acht Tagen werden wir fliehen.

XVI.

Enthüllungen.

Drei Tage waren seitdem vergangen und noch immer wartete Fritz Wendel vergeblich auf irgend ein Zeichen, eine Botschaft von seiner Geliebten, noch immer ging er vergeblich jeden Tag auf seinem unterirdischen Wege nach der Grotte hin, noch immer stand er die Nacht vergeblich unter ihrem Fenster und hoffte auf ein Zeichen, einen Ruf von ihr. Ihre Fenster blieben verhangen, schweigsam und still, und Niemand von dem Hofgesinde konnte dem armen Gärtner Nachricht geben über das Schicksal der armen Louise von Schwerin, welche indeß in strengem Gewahrsam in ihrem Zimmer gehalten wurde, und der speciellen Aufsicht der vertrauten Kammerfrau der Königin übergeben war. Die Königin hatte ihren Hofdamen gesagt, das Fräulein von Schwerin leide an einer ansteckenden Hautkrankheit, der Leibarzt der Königin hatte diesen Ausspruch bestätigt, und die Damen vor jeder Gemeinschaft mit der Kranken gewarnt. Es bedurfte also keines speciellen Verbots, um die Damen von dem Zimmer der armen Gefangenen fern zu halten, Louise war eine aufgegeben, verlassene Person, vor deren Thür alle Damen mit ängstlicher Sorge vorüberflogen, immer fürchtend, dieses gefährliche Scharlachfieber möge auch sie ereilen und auf das Krankenbett werfen.

Aber die Königin, wie es schien, fürchtete keine Ansteckung. Man sah sie jeden Tag in das Zimmer des kranken Hoffräuleins gehen, und dort lange Zeit verweilen. Niemand ahnte, welche peinliche und entsetzensvolle Gefühle diese zärtliche Theilnahme der

Königin, um welche der ganze Hof die kleine Louise von Schwerin beneidete, dieser selber erregte, und welcher eine folternde Angst das Herz der armen Gefangenen ergriff, so oft die Königin in ihr Gemach eintrat. Niemand hörte die strengen, zürnenden, drohenden Worte der Königin, Niemand ahnte, daß die Königin nicht kam, um Louise zu pflegen, sondern nur um sie einem strengen, unerbittlichen Verhör zu unterwerfen.

Indeß hatte Louise den Drohungen, den Scheltworten der Königin noch immer widerstanden. Sie hatte noch immer den Muth gefunden zu schweigen und sich vollkommen unschuldig, vollkommen unbefangen zu zeigen. Sie wußte sehr wohl, daß sie das Geheimniß Laura's nicht verrathen könne, ohne sich selber zu compromittiren, und daß, wenn die Königin die geheimnißvolle Flucht Laura's erführe, sie zugleich Kunde erhalten müsse von dem Liebesverhältniß Louisen's mit dem armen Gärtner Fritz Wendel, und von diesen heimlichen Zusammenkünften, welche der unterirdische Gang vermittelt hatte.

Louise fürchtete durch die Entdeckung ihrer ersten Abenteuer lächerlich vor dem ganzen Hofe gemacht zu werden, und diese Furcht machte sie standhaft und entschlossen, ließ sie sogar muthig die Langeweile der Gefangenschaft ertragen.

Die Gefangenschaft kann doch nicht ewig dauern, sagte Louise zu sich selber. Wenn ich nichts bekenne und also auch nicht überführt werden kann, muß die Königin sich doch von meiner Unschuld überzeugen und mich freigeben.

Aber Fritz Wendel war minder geduldig, als seine kluge Geliebte. Er vermochte die Qual und Angst nicht mehr zu ertragen, und als der vierte Tag ihm noch keine Nachricht und keine Kunde von Louisen

brachte, war er entschlossen, das Aeußerste zu wagen, und wie Alexander, den gordischen Knoten zu zerhauen, den er nicht zu lösen vermochte.

Mit fester Entschlossenheit begab er sich daher in das Schloß und verlangte den König zu sprechen, da er ihm wichtige Entdeckungen zu machen habe.

Der König ließ ihn sogleich vor sich kommen, und entfernte auf Fritz Wendel's Wunsch seine Adjutanten.

So, jetzt sind wir ganz ohne Zeugen, jetzt rede Er, sagte der König.

Ich kenne ein Geheimniß, Majestät, sagte Fritz Wendel, welches die Ehre und die Zukunft der königlichen Familie betrifft. Ew. Majestät werden daher gnädigst verzeihen, wenn ich ein solches Geheimniß nur für einen hohen Preis verkaufen will.

Des Königs große glänzende Augen ruhten mit einem vernichtenden Ausdruck auf dem festen Antlitz Fritz Wendels. Nenne Er Seinen Preis, sagte er, aber bedenke Er wohl, daß wenn Sein Geheimniß des geforderten Preises nicht werth ist, Er vielleicht mit Seinem Kopf, gewiß aber mit Seiner Freiheit dafür wird büßen müssen.

Mein Geheimniß ist des größten Preises werth, denn es rettet die Dynastie des erhabenen Hauses der Hohenzollern, sagte Fritz Wendel, welcher den Muth hatte, den zornigen Blicken des Königs nicht auszuweichen. Ich will es Ew. Majestät verkaufen, aber ich werde erst sprechen, wenn Ew. Majestät die Gnade gehabt haben, mir meinen Preis zu bewilligen.

Ehe ich das thue, muß ich Seine Forderungen zuvor kennen, sagte der König, seinen Zorn nur mit Mühe noch zurückhaltend.

Ich fordere für mich ein Majorspatent und die Hand des Hoffräuleins Louise von Schwerin.

Der König sah den festen Sprecher anfangs fast entsetzt an, dann flog ein sanftes Lächeln durch seine Züge, und sein Blick war jetzt weich und mitleidsvoll.

Ich habe es also mit einem Wahnsinnigen zu thun, dachte er, schonen wir seiner, und geben wir seiner Laune nach! — Sein Preis ist Ihm bewilligt, sagte er daher laut, rede Er jetzt also!

Und Fritz Wendel begann zu reden. Er enthüllte dem König das Liebesverhältniß des Prinzen, er theilte ihm den Plan zur Flucht des Prinzen mit, er war so genau und bestimmt in allen seinen Angaben und Auseinandersetzungen, daß der König sehr wohl einsah, er habe es nicht mit einem Wahnsinnigen zu thun, und dieses Geheimniß sei kein Gebilde seiner Phantasie, sondern eine drohende, schreckensvolle Wahrheit.

Als Fritz Wendel daher geendet, ging der König die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit raschen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor Fritz Wendel stehen, und schien mit seinen scharfen, durchbohrenden Blicken auf dem Grunde seines Herzens lesen zu wollen.

Kann Er schreiben? fragte der König.

Ich kann deutsch, französisch, englisch und lateinisch schreiben, sagte Fritz Wendel stolz.

Setze Er sich dorthin, und schreibe Er deutsch, was ich Ihm dictiren werde. Kennt das Fräulein von Schwerin Seine Handschrift?

Sie hat wenigstens zwanzig Briefe von mir empfangen, Sire!

So schreibe Er ihr jetzt den einundzwanzigsten, aber ich will Ihm dictiren.

Es war ein kurzer, lakonischer, aber sehr zärtlicher und dringender Liebesbrief, welchen der König ihm dictirte. Fritz Wendel forderte darin seine Geliebte

auf, ihr Wort zu halten, an demselben Tage, wie der Prinz mit seiner Laura, mit ihm zu entfliehen, um, wie sie es verabredet hatten, in Oranienburg den Beistand des Prinzen zu erslehen, und durch seine Vermittelung von dem Prediger dort getraut zu werden. Er bestimmte ihr Zeit und Stunde der Flucht, und forderte sie auf, zu der festgesetzten Zeit das Schloß zu verlassen, und ihm, welcher sie vor dem Schloßthor erwarten werde, zu folgen.

Jetzt unterzeichne Er! befahl der König, und mache Er den Brief so zu, wie Er es gewohnt ist! So! Gebe Er her den Brief, ich selber werde ihn an seine Adresse befördern!

Und mein Preis, Majestät? fragte Fritz Wendel schüchtern, denn des Königs hohe, bewölkte Stirn drohte mit einem nahen Ungewitter.

Er soll den Preis haben, welcher Seiner Verrätherei und Seinem Wahnsinn gebührt, sagte der König mit jenem fürchterlichen Ton, welcher Alle die zittern machte, die ihn jemals gehört. Ja, Er soll haben, was Er verdient, und was Seiner Frechheit und Seinem Uebermuth zukommt. Wären alle diese Dinge, welche Er mir da mit so frecher Stirn erzählt hat, wären sie Alle wahr, so verdiente Er gehangen zu werden, denn alsdann hätte Er sich eines zweifachen Verbrechens schuldig gemacht; Er wäre zum Verräther geworden an einem königlichen Prinzen, dessen Geheimnisse er behorcht und ausspionirt hatte, um sie zu verkaufen, und mit dem Unglück zweier edler Menschen sich selber Sein Glück zu erhandeln; Er hätte das schmachvollere und unverzeihlichere Verbrechen begangen, ein unschuldiges Kind, das durch Geburt, Rang und Bildung weit über ihm stand, verführt, und der Schande Preis gegeben zu haben. Aber zu Seinem

Glück sind alle diese Dinge nur Ausgeburten Seiner franken Phantasie, und ich werde Ihn nicht strafen, sondern curiren lassen, wie es den Wahnwitzigen und den Narren gebührt. Ich werde Ihn in ein Irrenhaus sperren lassen, bis Er Vernunft genug hat, alle Seine Ausgaben, als Ausgeburten Seiner franken Phantasie zu erkennen, und sie als tollsinnige Lügen abzuschwören! Dem Gebesserten wird alsdann meine Verzeihung werden, dem Beharrenden nimmermehr!

So sprechend klingelte der König, und an die beiden eintretenden Adjutanten sich wendend, sagte er: führen Sie diesen Menschen da hinaus, und übergeben Sie ihn dem nächsten Wachtposten, der ihn sofort in das Militair-Lazareth abzuliefern hat, wo man ihn in die Abtheilung für Wahnsinnige aufnehmen soll. Niemand soll mit ihm sprechen, und wenn er wieder mit seinen tollen und wahnwitzigen Reden beginnt, so soll man mir sofort davon Nachricht geben! Gehen Sie!

Majestät, Gnade, Gnade! stammelte Fritz Wendel. Lassen Sie mich nicht in ein Irrenhaus stecken! Ich will widerrufen, ich will glauben, daß alles dies nicht wahr ist, daß ich nur geträumt habe, daß —

Der König winkte den Adjutanten, und sie führten den weinenden, zitternden und in Thränen ausbrechenden Gärtner Fritz Wendel hinaus, um ihn draußen der Wache zu übergeben.

Der König sah ihnen mit einem tief traurigen Blicke nach. Und solcher Menschen bedient sich die Vorsehung, um die Schicksale ganzer Nationen zu lenken, sagte er leise. Ein elender Gärtnerbursche und ein verbuhltes Hoffräulein sind dazu ansersehen, die Dynastie der Hohenzollern vor einem Unheil zu bewahren, und den Kronprinzen von Preußen seines Glückes zu berauben. An wie feinen und leicht zerreißbaren Fäden

hängt doch die Hoheit und die Würde der Könige, und wie oft schaut unter dem Purpur das elende, machtlose Menschenkind hervor. Trotz all' meiner Macht und Größe, und trotz meiner Armee wäre der Prinz August Wilhelm entflohen, um ein Verbrechen zu begehen, das ihm wohl Gott und sein Gewissen, aber nimmermehr der König verzeihen kann! Armer Wilhelm! Du wirst den kurzen Traum Deines Liebesglückes theuer bezahlen müssen, und man wird Deine Illusionen und Dein Herz zertreten, wie man einst das Meine zertreten hat. Einst! Es sind kaum neun Jahre her, und doch scheint mir, daß ich seitdem um ein Jahrhundert gealtert bin, und daß eine unzerstörbare Eisrinde sich um mein Herz gelagert habe! Ich weiß es, diese Eisrinde wird mit jedem Tage härter werden, und die Menschen werden das ihre dazu thun, diese Menschen, welche ich so gerne lieben möchte, und die ich doch täglich mehr verachten lerne!

Er ging traurigen, gesenkten Hauptes langsam auf und ab. Sein edles, schönes Angesicht war wie mit einem düstern Trauerschleier verhüllt, und seine Züge zuckten in heftiger, schmerzvoller Aufregung. Das dauerte nur kurze Zeit, dann nahmen sie wieder ihren gewohnten heitern und erhabenen Ausdruck an.

Der König richtete den Blick wieder empor, und seine Augen strahlten jetzt von einem edlen Feuer. Ich will nicht grausam sein, sagte er. Muß ich schon sein Glück zerstören, so will ich es doch nicht in den Staub und den Schmutz der Gemeinheit hinabziehen, wie man es mir gethan hat, als man den Freund auf das Blutgerüst führte, und ein armes, unschuldiges Kind mit Geißelhieben durch die Stadt peitschte, weil sie es gewagt hatte, den Kronprinzen von Preußen zu lieben! Nein, nein, das Fräulein von Pannwitz soll nicht das

Schicksal von Doris Ritter theilen, und muß ich des Kronprinzen Glück zerstören, so will ich es doch nicht mit Schmutz bewerfen.

So sprechend ergriff der König hastig die Klingel und schellte. Dem eintretenden Kammerdiener befahl er den Wagen vorfahren zu lassen, dann steckte er den Brief, den er Fritz Wendel dictirt hatte, zu sich, und begab sich hinunter zu dem bereitstehenden Wagen.

Zur Königin-Mutter, befahl er, und in raschem Trabe jagten die Pferde von dannen.

Es war eine sehr lange, sehr geheime Unterredung, welche der König mit seiner Mutter hatte. Oft hörten die im Nebensaale harrenden Hofdamen die laute, hastige Stimme der Königin, welche indeß schnell wieder sich dämpfte, und es ihnen unmöglich machte, irgend etwas zu erlauschen; oft glaubten sie sogar die Königin weinen zu hören, aber wie es schien, nicht vor Schmerz und Kummer, sondern vor Zorn und Wuth, denn sie stieß dabei einzelne Worte der Drohung und des Zornes aus, und ihre Stimme war hart und rauh.

Endlich erschallte die Klingel in dem Gemach der Königin, und der herbeistürzende Lakay erhielt den Befehl, das Hoffräulein Laura von Pannwitz sofort zur Königin zu bescheiden.

Aber der Lakay kehrte aus dem Zimmer des Hoffräuleins mit der Nachricht zurück, das Fräulein sei nicht dort, sondern habe ihren Wagen befohlen, und sei hinausgefahren nach Schönhausen zur Königin Elisabeth Christine.

So werde ich selber dorthin fahren, sagte der König, und seien Ew. Majestät überzeugt, daß die Königin mir beistehen wird, dieses arme unglückliche Liebespaar auf sanfte Weise zu trennen.

Ach, Sie bedauern sie noch, mein Sohn, rief die Königin achselzuckend.

Madame, ich bedaure immerhin Diejenigen, welche ihrer Fürstenpflicht ihre edelsten und besten Menschengefühle zum Opfer darbringen müssen. Ich bedaure sie, aber ich kann sie ihren Pflichten dennoch nicht entziehen, sagte der König, indem er sich von seiner Mutter beurlaubte.

Laura von Pannewitz hatte seit jener letzten Unterredung mit dem Prinzen traurige und schmerzvolle Tage durchlebt. Der kurzen Exaltation und Begeisterung war bei ihr schnell genug die Reue und die Entnüchterung gefolgt. Nicht mehr unter dem Zauber seines Blickes, seines Anschauens stehend, hatten des Prinzen Worte für sie die Kraft der Ueberredung, der überzeugenden Gewalt verloren. Er war nicht mehr da, um die Zweifel, die Befürchtungen aus ihrer Seele zu verbannen, und sie an die Berechtigung ihrer Liebe glauben zu machen.

Laura war sich jetzt nur noch bewußt, daß sie im Begriff stehe, ein großes Unrecht zu begehen, daß sie in der Schwäche und Nachgiebigkeit ihrer Liebe den Geliebten einer glorreichen und glanzvollen Zukunft beraube. Sie sagte sich, daß es ein größerer und edlerer Beweis ihrer Liebe sein würde, wenn sie sich selbst und ihr Glück dem Prinzen zum Opfer darbringe, als wenn sie seine Zukunft zum Opfer ihres eigenen Glückes annehmen wolle.

Aber inmitten dieser Vorwürfe und dieser Reue war es ihr immer, als sähe sie dicht neben sich das flehende schmerzvolle Antlitz ihres Geliebten, als höre sie seine liebe Stimme, welche sie beschwor, ihm zu folgen und die Seine zu werden.

Laura, in der Qual und Angst ihrer Liebe und

ihres Gewissens, wollte sich zu dieser sanften, edlen Königin retten, welche ihr einst für die Tage der Schmerzen und des Kammers ihren Trost und ihre Hilfe zugesagt hatte. Sie war heute nicht im Dienst, und ihre Freiheit benutzend, war sie daher hinausgeeilt nach Schönhausen, um in die theilnehmende Brust ihrer königlichen Freundin ihre Klagen und ihre Leiden auszuströmen.

Eben als der Wagen des Hoffräuleins vor dem Schloßportal hielt, langte der König an der äußersten Grenze des Gartens an. Er ließ den Wagen hier halten, befahl dem Kutscher langsam den Weg zur Stadt auf- und abzufahren, und trat dann allein und ungesehen in den Garten ein. — Mit hastigen Schritten durchheilte er den Park, und näherte sich der kleinen Seitenpforte des Schlosses, durch welche man, wie er wußte, über einsame und unbewohnte Corridore zu den Zimmern der Königin gelangen konnte, und welcher sich seine Gemahlin zu bedienen pflegte, wenn sie allein, und ohne die lästige Hofbegleitung in dem Park sich ergehen wollte.

Der König, welcher wünschte, den lästigen und verwunderten Blicken des Hofgesindes auszuweichen und seine Gemahlin mit dem Fräulein von Pannewitz zu überraschen, der König trat durch diese Seitenpforte in das Schloß ein, und gelangte, von Niemand gesehen in die Gemächer der Königin. Ueberzeugt, sie in ihrem Boudoir zu treffen, wollte er sich dorthin begeben, und war schon im Begriff die Portière aufzuheben, welche ihn von dem Boudoir trennte, als er in demselben weibliche Stimmen vernahm, eine, welche klagte, und von Thränen erstickt zu sein schien, die andere, welche sie zu trösten und aufzurichten suchte,

Der König ließ die schon erhobene Hand von der

Portiëre zurückgleiten, und setzte sich geräuschlos auf den neben der Thür befindlichen Sessel.

Horchen wir ein wenig, dachte der König. Die Frauen coquettiren immer, wenn sie Männern gegenüber stehen; belauschen wir sie also einmal, wenn sie allein sind. Ich werde dadurch diese gefährliche Laura besser kennen lernen, und besser erfahren, wie ich auf sie zu wirken habe, als durch eine lange Unterredung mit ihr.

Und der König, sich auf den goldgezierten Krückstock lehrend, richtete seine glänzenden blauen Augen nach dieser dunklen Sammetportiëre, hinter welcher zwei Frauen vielleicht so eben über das Schicksal der Dynastie Hohenzollern entscheiden sollten.

Madame, sagte Laura, Ihre Prophezeiungen sind frühe genug eingetroffen. Die Blüthen unsers Glückes sind schon verwelkt und verdorrt, und unsere Liebe steht schon am Rande ihres Grabes!

Arme Laura, sagte die Königin mit einem matten Lächeln, es bedurfte keiner prophetischen Gabe, um dies vorherzusehen. Am Rande des Thrones wachsen keine Blüthen, sondern nur Dornen, und Ihre Augen waren von einem Zauber geblendet, daß Sie die Dornen für Blüthen ansahen.

Ich habe mir indeß mein Herz daran wund gerissen und ich hoffe, daß es verbluten wird. Oh, Königin, wenn Sie meine Qualen und meine Verzweiflung kannten, Sie würden Mitleid und Erbarmen haben, Sie würden nicht so grausam sein, mir zu sagen, daß ich meinem Glück und meiner Liebe entsagen soll, denn mein Glück ist das Seine, und meine Liebe ist ja nur ein Wiederhall der Seinigen. Räume es nur darauf an, mich selber und meine thörigten Wünsche zum Opfer darzubringen, so würde ich nicht

hören auf den Schrei meiner Seele, so würde ich meiner Schmerzen nicht achten, sondern hingehen und thun, was alsdann meine unabweissbare Pflicht wäre! Aber der Prinz liebt mich! Oh, Madame, bedenken Sie wohl, wie stark und groß diese Liebe sein muß, wenn ich den Muth habe, mich ihrer zu rühmen. Ja er liebt mich, und wenn ich ihn verlasse, so werde nicht ich allein unglücklich, sondern auch Er wird es sein, und seine Thränen und seine Verzweiflung werden mich anklagen, denn ich werde es alsdann sein, welche ihn um sein Glück betrogen hat! Oh, Königin ich ertrage es nicht, zu denken, daß seine Lippen mir fluchen könnten.

Wenn sie es jetzt thäten, so werden sie eines Tages dafür Sie um desto inbrünstiger segnen, sagte die Königin, denn eines Tages wird er erkennen müssen, daß Sie ihn jetzt nur betrübt haben, weil Ihre Liebe groß und heilig genug war, um sich selber freudig das Opfer darzubringen, und sich frei und selbstbewußt hinzugeben an das Unglück, um dem Geliebten das Unglück späterer Tage zu ersparen. Denn wie sehr er Sie auch jetzt lieben mag, ein Tag wird kommen, wo er von Ihnen seine Zukunft, seine Größe, und seine Ansprüche auf einen Königsthron zurückfordern wird, welches Alles er Ihnen geopfert hat. Dieses Opfer wird er alsdann Ihnen zu einem Vorwurf machen, und dann wird er es Ihnen nie verzeihen, daß Sie schwach genug gewesen, seinen Wünschen nachzugeben! Denn glauben Sie mir nur, in dem Herzen der Männer giebt es nur Eine dauernde Leidenschaft, das ist der Ehrgeiz! Die Liebe ist für sie nur die Unterhaltung einer vorübergehenden Stunde, nichts weiter!

Oh Königin, wenn es so ist, so lassen Sie mich

hingehen und sterben, denn das Leben ist alsdann nicht der Mühe werth, rief Laura, in Thränen ausbrechend.

Das Leben, mein armes Kind, ist nicht eine Freude, welcher wir ausweichen dürfen, sondern eine Pflicht, welche wir geduldig ertragen müssen. Auch Sie dürfen Sich dieser Pflicht nicht entziehen, und wenn Ihr Schmerz auch groß ist, muß Ihr Wille doch größer sein!

Was soll ich thun? Wie heißt die Pflicht, welche ich auf mich nehmen soll? fragte Laura mit bebenden Lippen. In Ihre Hände lege ich mein Geschick. Sagen Sie, was ich thun soll.

Sich selbst überwinden, Laura, Ihrer Liebe entsagen, der Stimme folgen, welche in Ihrem Innern sprach, und welche Sie zu mir getrieben hat!

Oh, Madame, Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern, klagte Laura. Ihr klares reines Herz kennt die Liebe nicht!

Sie sagen, ich kenne die Liebe nicht, rief die Königin leidenschaftlich. Sie glauben das, und ahnen nicht, daß mein Leben ein fortgesetztes Leiden, ein fortgesetztes Entsagen ist! Ja, ich kenne die Liebe, eine traurigere und unheilsvollere Liebe als Sie, Laura, Sie jemals kennen werden. Denn ich, ich liebe, und werde nicht geliebt. Ich sage Ihnen, was außer Gott Niemand auf Erden weiß, und ich sage es Ihnen, um Sie zu trösten, und Ihnen Kraft zu geben, Ihr eigenes Unglück auf sich zu nehmen! Auch ich leide, auch ich bin unglücklich, obwohl ich eine Königin bin. Ich liebe meinen Gemahl! Ich liebe ihn mit der Leidenschaft eines jungen Mädchens, mit der Qual, welche die Verdammten empfinden mögen, wenn sie nicht vor sich das Paradies sehen, und es nie betreten dürfen! Ich bin ganz Sein, mit allen meinen Gedanken und meinen Sinnen, und Er, ach Er ist nicht mein. Er

steht mit kaltem Herzen meiner glühenden Brust gegenüber, und während ich mich jauchzend vor Liebe und Entzücken an seine Brust werfen möchte, muß ich meine Arme in einander pressen, daß sie sich nicht regen, und muß nach einem kalten und eisigen Blicke suchen, um damit den seinen zu erwiedern. Sehen Sie, es gab eine Zeit, da hielt ich es für unmöglich, all diese Leiden und diese Folterqual zu erdulden, eine Zeit, in welcher sich meine Jugend sträubte, wie Tantalus zu dulden und zu leiden, eine Zeit in welcher mein Stolz sich dagegen auflehnte, die Schmach und Demüthigung dieser Liebe noch länger zu ertragen, wo ich meine Krone hingeben wollte, um mir dafür das Recht zu erkaufen, in der Einsamkeit zu klagen, und meine Thränen fließen zu lassen. Aber der König wollte es nicht. Er forderte von mir, daß ich an seiner Seite bliebe, nicht als seine Gemahlin, sondern nur als seine Königin, an seiner Seite lebend, und doch auf ewig von ihm getrennt, unbeflagt, und unverstanden, beneidet von den Thoren, glücklich gepriesen von der Welt. Und ich, Laura, ich liebte ihn so sehr, daß ich die Kraft fand, ihm dieses furchtbare Opfer darzubringen, und ihn nicht ahnen zu lassen, es sei mein eigenes Herz, welches er unter den Füßen seines Thrones zertrat. Ich schlug den königlichen Purpurmantel über meine schmerzzerrissene Brust, aber es hat mir zuweilen geschienen, als sei es mein eigenes Herzblut, das diesen Mantel so purpurroth gefärbt. Nun, Laura, wollen Sie nun noch sagen, daß ich die Liebe nicht kenne, nicht weiß, welches Opfer ich von Ihnen fordere?

Die Königin, ihr Antlitz von Thränen überströmt, breitete ihre Arme nach Laura aus, das junge Mädchen warf sich laut weinend an ihre Brust, und ihre Thränen, und ihre Seufzer mischten sich.

Drinnen im Vorzimmer saß der König. Sein Antlitz war bleich, und sein Auge war minder hell und leuchtend als sonst. Er neigte sich tiefer auf den goldenen Knopf seines Stodes nieder, und auf dem Golde desselben strahlte plötzlich ein hellleuchtender Brillant, funkelnd und hell wie ein Stern, kostbarer und edler, wie alle Edelsteine der Welt.

Wahrlich, sagte er leise zu sich selber, es ist etwas Großes und Erhabenes um ein Frauenherz. Ich neige mein Antlitz in Demuth vor seiner Größe, aber ich kann leider mein Herz nicht mehr zwingen, es zu lieben. Das Erstorbene läßt sich nicht wecken, und was eingefahrt ist, ersteht nimmermehr zum Leben!

Sie haben mich besiegt, Königin, sagte Laura jetzt nach einer langen Pause, und ein edles Feuer leuchtete aus ihren Blicken. Ich will Ihrer Achtung und Ihrer Freundschaft werth sein! Ich will nicht, daß mein Geliebter mich eines Tages anklage, und mich der Selbstsucht zeihe. Ich bin bereit zu entsagen! Ich werde also seinem Rufe nicht folgen, nicht mit ihm fliehen, und während ich weiß, daß er meiner wartet, werde ich mich an Ihre Brust lehnen, und Sie anflehen mit mir zu Gott zu beten, daß er mich bald durch den Tod von meinen Qualen erlösen möge.

Nicht so, nicht so, meine Laura, sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln. Sie dürfen nicht ein halbes Opfer bringen. Es ist nicht genug, dem Geliebten zu entsagen, Sie müssen eine ewige Scheidewand zwischen ihm und Ihnen aufbauen. Sie müssen diese Trennung unwiderruflich machen. Sie müssen Sich vermählen, und dem Prinzen mit einem edlen Beispiel der Selbstüberwindung und Pflichterfüllung vorangehen!

Mich vermählen, seufzte Laura. Oh, Königin,
Friedrich der Große. III.

es ist ein fürchterliches Opfer, das Sie von mir fordern! Ich soll mich vermählen ohne Liebe, und indem ich es thue, wird mich der Prinz der Treulosigkeit und der Verrätherei anklagen, und ich werde es schweigend dulden müssen!

Aber ich werde nicht schweigen, sagte die Königin. Ich werde ihm von Ihren Schmerzen und von Ihrer Seelengröße erzählen, und wenn er aufhören muß, Sie als seine Geliebte zu lieben, wird er Sie doch verehren können, als den Schutzengel seines eigenen Daseins!

Sie versprechen mir das? Sie wollen ihm sagen, daß ich nicht treulos war? Daß ich mich ihm nur entzog, weil ich ihn mehr liebte, als mich selbst? Nur treulos ward, weil ich sein Glück erstrebte?

Ich verspreche Ihnen das, Laura!

Nun denn, so beuge ich mein Haupt unter das Joch und nehme mein Schicksal an. Ich werde die Hand annehmen, welche der Graf Voss mir bietet, und ich verlasse Sie, um zur Königin-Mutter zu gehen, und ihr zu sagen, daß ich mich Ihrem Willen fügen, und die Gemahlin des Grafen Voss werden will!

Und ich werde Sie zur Königin und zum Altar begleiten, sagte der König, indem er die Portiäre zurückschlug und zu den Damen eintrat, welche in athemlosem Staunen ihn anstarrten. — Der König näherte sich Laura, und sich tief vor ihr neigend, sagte er: wahrlich, mein Bruder ist zu beklagen, daß er nur ein Prinz ist, und nicht ein freier Mann, der unbehindert seinem Herzen leben kann. Für eine armselige Krone muß er die edelsten und heiligsten Güter, muß er ein edles Frauenherz und eine große Liebe hingeben. Und die Menschen vermeinen noch, daß wir Großen der Erde zu beneiden sind! Sie sehen nur die Krone, aber

sie sehen die Dornen nicht, mit denen sie an unserm Haupt befestigt ist! Sie, mein Fräulein, werden Niemand von uns mehr beneiden; wenn Sie aber eines Tages meinen Bruder mit dem Purpurmantel und der Krone sehen, wenn sein Volk ihm, als seinem König entgegenjauchzt, so können Sie zu sich selber sagen: ich bin es, die ihn zu einem König gemacht hat! Mit meinen Thränen habe ich ihn gesalbt, und wenn seine Völker ihn lieben und ihn segnen werden, so ist das die Opferkraft meiner Liebe, welche ich über ihn ausgegossen habe! Kommen Sie, mein Fräulein, ich selber werde Sie zu meiner Mutter führen, und ich werde ihr sagen, daß wir uns glücklich preisen dürften, wenn wir Sie unsere Schwester nennen dürften. Ich werde ihr auch sagen, fuhr er fort, indem er sich zu der Königin wandte, ich werde ihr auch sagen, daß es nicht unser Wille und unser Befehl war, welcher das Fräulein von Pannewitz bestimmte, sondern die edle Ueberredungskraft der Königin Elisabeth, welche das Volk von Preußen schon seine Heilige und seinen Schutzengel nennt, und welche es jetzt auch für das Königshaus von Preußen geworden ist!

Er streckte der Königin seine Hand entgegen, aber sie nahm sie nicht an, sie sah ihm zitternd und todesbleich ins Angesicht, und nach der Portiäre hindeutend, fragte sie athemlos: Sie waren dort? Sie hörten Alles, was wir sprachen?

Der König trat mit einem edlen wahrhaft erhabenen Ausdruck zu ihr hin, und indem er seinen Arm um ihren Nacken legte, flüsterte er: ich war dort und ich hörte Alles! Ich hörte, daß ich ein armer Blinder bin, dem man ein Königreich anbietet, und der es doch nicht annehmen kann, weil seine Augen geblendet sind, und er nicht sehen kann.

Die Königin stieß einen Schrei aus, und lehnte ihr Haupt matt und kraftlos an die Schulter des Königs.

Oh, Sie werden mich verachten, und meiner spotten, stammelte sie.

Der König sah ihr tief und schweigend in das bleiche, schmerzdurchzuckte Angesicht, und ein Strahl unendlicher Liebe, unendlichen Erbarmens leuchtete aus seinen Augen.

Ich habe heute ein erhabenes und edles Geheimniß erfahren, sagte er, ein Geheimniß, das eigentlich nur werth war, von Gott vernommen zu werden. Von heute an fühle ich mich als der Priester des Allerheiligsten, und werde Ihr Geheimniß büten, wie meinen höchsten Schatz. Das schwöre ich Ihnen; und das besiegele ich Ihnen mit diesem Kuß, den ein Mund auf Ihre Lippen drückt, welcher niemals mehr eines Weibes Mund berühren wird.

Er neigte sich nieder und preßte einen innigen Kuß auf die Lippen der Königin. Elisabeth, welche so oft dem Unglück ihre klare Stirn geboten, fand nicht die Kraft, dem schmerzvoll süßen Glück dieses Augenblickes zu widerstehen.

Sie stieß einen leisen Schrei aus, und in sich erschauernd, sank sie ohnmächtig zusammen.

Als sie erwachte, war sie allein. Der König hatte ihre Frauen zur Hülfe herbeigerufen, dann hatte er dem Fräulein von Pannewitz seine Hand gereicht, und sie selber zu seinem Wagen geleitend, war er mit ihr nach Berlin zurückgekehrt.

Elisabeth Christine war also wiederum allein! Allein mit ihren Gedanken, ihren Schmerzen und ihrer Liebe. Aber ein seliges Feuer leuchtete aus ihren Blicken, und das strahlende Auge zum Himmel empor-

richtend, flüsterte sie, ich danke dir, mein Gott, für das Glück dieser Stunde! Ich fühle seinen Kuß auf meinen Lippen, und mit diesem Kuß hat er sie geweiht, daß sie keine Klage mehr ausstoßen, und nicht mehr murren sollen!

Sie erhob sich groß und still, und kehrte in ihr Cabinet zurück. Mit einem sanften Lächeln trat sie zu dem im Fenster stehenden Tisch, auf welchem eine glänzende Kupfertafel und ein Grabstichel lagen, vor einem hinter dem Tisch aufgestellten Gemälde, welches eine Landschaft darstellte.

Er soll wenigstens zuweilen an mich denken, flüsterte sie, ich werde für ihn eine Schriftstellerin und eine Künstlerin werden, damit ich doch mehr bin, als nur eine verstoßene Königin! Er soll auf seinem Tische meine Bücher, und an seinen Wänden meine Bilder finden. Werde ich ihn dann nicht zwingen, zuweilen freundlich meiner zu gedenken*)?

*) Die Königin Elisabeth Christine war nicht nur ausgezeichnet durch Lebenswürdigkeit, Anmuth und echte Frömmigkeit, sondern sie war auch eine geistreiche, sogar gelehrte Frau und eine nicht unbedeutende Künstlerin in der Radirkunst. Es existiren noch jetzt einige sehr fleißig und sauber gearbeitete Radirungen von ihr. Außerdem war sie eine sehr fleißige Schriftstellerin, wenn auch nicht eine selbstschöpferische, doch eine reproducirende. Sie übersetzte von Gellert, ihrem Lieblings-Schriftsteller, die moralischen Vorlesungen, die Oden und Lieder in's Französische, ebenso von Hermes das „Handbuch der Religion,“ von Crugott „Christen in der Einsamkeit,“ von Spalding, „Bestimmungen der Menschen,“ sechs Predigten von Sack und einige andere ähnliche Schriften. Sie ließ dieselben drucken und sandte regelmäßig ein Exemplar ihrer Arbeiten nach Sanssouci zum König, der wiederum ihr von allen seinen Schriften ein Exemplar sandte, obwohl seine Schriften eben so sehr der Eigenthümlichkeit und Gesinnung der Königin widersprachen, als die ihrigen dem freisinnigen und zur äußerlichen Frömmigkeit nicht hinneigenden Geiste des Königs. Außerdem hat die

XVII.

Die Ueberraschungen.

Am Tage nach der Unterredung der Königin-Mutter mit dem König war der Hofstaat der Königin plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Arzt sich über die Krankheit des Fräuleins Louise von Schwerin getäuscht habe, daß dieselbe nicht an dem Scharlachfieber, sondern nur an einem Nesselfieber gelitten habe, von dem sie indeß jetzt schon völlig wiederhergestellt sei. Das kleine Hoffräulein erschien daher wieder im Kreise der Hofdamen, und außer einer leichten Blässe konnte man in der That durchaus keine Veränderung in ihrer äußeren Erscheinung wahrnehmen.

Niemand indeß war mehr überrascht und erstaunt über dieses plötzliche Verschwinden ihrer Krankheit als das kleine Hoffräulein selber. Mit einer Art Entsetzen und Grauen gewahrte sie, daß die Königin jetzt wieder durchaus eine gnädige und gütvolle Miene gegen sie angenommen, daß sie die Begebnisse der letzten Tage ganz und gar vergessen zu haben schien, und wie durch einen Zauberschlag ihren frühern Argwohn und ihre

Königin auch einzelne kleine Abhandlungen und Brochüren selbst verfaßt und drucken lassen, in denen sie zur Frömmigkeit und zur Anhänglichkeit und Treue an den König ermahnt. Sie hatte auch eine sehr tüchtige und auserwählte Bibliothek, und lud gern und oft Gelehrte bei sich zur Tafel. Der König, ihr Gemahl, gab ihr in seinem Testament das Zeugniß „einer unerschütterlichen Tugend,“ und machte es seinem Nachfolger zur Pflicht, ihr das große Jahrgeld, welches sie als Königin bekommen, auch als Wittwengehalt zu lassen. — Siehe: Preuß, Friedrich d. Große. Vol. I. pag. 133. Neuestes gelehrtes Berlin von Schmidt und Möhring. Th. I. pag. 1—2.

Beschuldigungen aufgegeben habe. Anfangs glaubte Louise, dies Alles sei nur eine Falle, in welche man sie verlocken wolle, und sie war daher auf ihrer Huth, sie vermied es, allein in den Garten hinabzugehen, und sie war es sehr zufrieden, daß auch Fritz Wendel die Vorsicht gebrauchte, niemals vor ihrem Fenster vorüberzugehen, und nicht, wie sonst jeden Morgen einen Blumenstrauß unter ihrem Fenster niederzulegen. Indesß bemerkte Louise gar bald, daß sie gar keiner Beauffichtigung, keiner Spionage unterzogen ward, daß man sie ganz frei und unbehindert lasse. Sie überließ sich daher bald wieder ihrem sorglosen Sinn und ihren kindischen Träumereien, und fing ihre Gartenpromenaden und Spaziergänge nach dem Treibhaus wieder an. Nirgends indesß fand sie ihren schönen Gärtner Fritz Wendel, nirgends sah sie seine hohe, schöne Gestalt, begegnete sie seinen feurigen, beredten Blicken. Dieses plötzliche Verschwinden ihres Liebhabers machte sie besorgt und unruhig, fachte ihre Liebe, ihre Gluth und Sehnsucht auf's Neue an.

Louise von Schwerin, welche in der Einsamkeit und Stille der letzten Tage fast schon dahin gekommen war, sich ihres Verhältnisses mit dem armen Gärtner Fritz Wendel zu schämen, und ihre thörichte Liebe zu ihm zu bereuen, fühlte jetzt wieder die ganze Kraft und Gluth ihrer früheren Leidenschaft, und war in sich selber wieder von der Dauer und Stätigkeit ihrer Liebe überzeugt.

Ich will und werde alle Hindernisse besiegen, sagte das junge Mädchen, ich will meinen Roman zu Ende spielen, und nichts soll mich daran hindern. Fritz Wendel liebt mich heißer und leidenschaftlicher, wie mich jemals ein Graf oder ein Baron lieben wird, und wenn ich ihn jetzt nicht sehe, so ist es, weil

er um seiner Liebe willen zu leiden hat, weil man ihn gewiß gefangen genommen hat. Aber ich werde ihn retten und ihn befreien, und dann werde ich mit ihm fliehen, weit, weit hinaus in die Welt, wo Niemand unserer Liebe spotten soll.

Unter solchen Gedanken kehrte sie heute wieder heim von ihrem vergeblichen Gartenspaziergang, als sie, in ihr Zimmer eintretend, auf ihrem Tisch eins jener herrlichen Blumenbouquets gewahrte, wie sie ihr der schöne Gärtner sonst täglich darzubringen pflegte. Louise stürzte mit einem lauten Freudenschrei zu dem Tische hin, sie ergriff mit freudestrahlenden Blicken das Bouquet und drückte es an ihre Lippen, dann suchte sie in seinem Grunde nach dem Briefchen, welches sonst immer in den Blumen verborgen zu sein pflegte. Wichtig, auch heute enthielt dieses Bouquet einen Brief, einen sehr zärtlichen, glühenden Liebesbrief, in welchem Fritz Wendel sie aufforderte mit ihm zu fliehen, ihren frühern Plan auszuführen, und mit ihm nach Oranienburg zu fahren, wo der Priester, welchen der Prinz gewonnen hatte, auch sie trauen werde. Heute noch, heute Abend um die neunte Stunde sollte die Flucht stattfinden. Louise zauderte keinen Augenblick, sie war ganz entschlossen, dem Ruf des Geliebten zu folgen und mit ihm zu fliehen. Es war heute beim König ein Hofball angesagt, und Louise von Schwerin sollte im Gefolge der Königin-Mutter bei demselben erscheinen. Sie mußte also jetzt ein Mittel finden, diesem auszuweichen und zurückbleiben zu dürfen. Als daher die Stunde der Morgenpromenade der Königin gekommen war, empfand Louise ein so plötzliches Unwohlsein, daß sie die Hofdamen bitten mußte, sie bei der Königin zu entschuldigen, und sich in ihr Gemach zurückzog, um sich zu Bette zu begeben. — Die Königin

kam selber, um sich nach dem Wohlergehn ihres kleinen Hoffräuleins umzusehen; sie äußerte ihr so viel Theilnahme, so viel Mitgefühl, daß Louise sich vollkommen sicher fühlte, und es ganz freudig und arglos annahm, als die Königin ihr vorschlug, heute Abend nicht auf den Hofball zu gehen, sondern ruhig und unbehindert in ihren Zimmern zu bleiben.

Louise hatte also jetzt gar keine Hindernisse mehr zu fürchten. Sie konnte sich ruhig mit den Vorbereitungen zu ihrer Flucht beschäftigen. So kam der Abend heran; jetzt hörte sie die Equipagen abfahren, welche die Königin mit ihrem Gefolge nach dem Hofball führten.

Eine unbeschreibliche Bangigkeit überfiel das junge Mädchen; der Entscheidung so nahe, fühlte sie ein angstvolles Zagen, ein jungfräuliches Erbeben über ihre eigene, unbedachtsame und verwegene That. Aber da schlug die entscheidende Stunde, die Stunde der romantischen Flucht, des ersehnten Wiedersehens. Es war ihr, als sähe sie die flehenden Augen des Geliebten vor sich, als hörte sie seine liebe, bittende Stimme. Aller Rücksichten, aller Schüchternheit vergessend, hüllte sie sich in ihren Mantel, und die Kapuze fest über den Kopf ziehend, eilte sie mit fliegenden Schritten den Corridor und die Treppe hinunter zu dem Ausgangsportal des Schlosses.

Belebenden Herzens trat sie hinaus auf die Straße. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie; wenn er nun nicht da war, wenn dies Alles nur eine Täuschung, ein ihr gelegter Fallstrick wäre. Aber nein, nein, dort sah sie eine hohe dunkle verhüllte Gestalt, welche über den weiten Platz her, gerade auf sie zuschritt. Sie konnte sein Antlitz nicht sehen, aber er war es ganz gewiß. Jetzt war er ihr ganz nahe, jetzt flüsterte er

leise das bestimmte Lösungswort. Louise gab zitternden Herzens die Antwort. Der verhüllte junge Mann streckte die Hand aus und faßte ihre bebende Rechte. Eilig zog er sie vorwärts um die Ecke des Platzes. Dort stand der Wagen bereit; der junge Mann hob sie in seine Arme, und trug sie in den Wagen, dann sprang er ihr nach und schlug den Schlag zu.

Vorwärts!

Der Wagen rollte von dannen, wie von Windesflügeln getragen. Jetzt lag die Stadt schon hinter ihnen, in rasendem Lauf ging es vorwärts, immer vorwärts. Neben Louise saß der tief in seinen Mantel gehüllte junge Mann, ihr Geliebter, bald ihr Gemahl. Beide sprachen sie kein Wort; Beide saßen sie befangen, angst-klopfenden Herzens nebeneinander. Aber Louise fand dieses Schweigen ihres Geliebten unheimlich und pein-voll, sie begriff nicht, daß er, sonst so zärtlich und leidenschaftlich, jetzt so stumm und kalt neben ihr sitzen könne. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie fliehen, weit, weit fort von diesem theilnahmlosen Liebhaber, der für sie gar keine Worte, keine Liebesbetheurungen mehr hatte, gewiß verachtete er sie, weil sie ihm gefolgt war, hielt er es nicht mehr der Mühe werth, sie seiner Liebe zu versichern. Wie sie das dachte, entfuhr ein Schrei ihren Lippen, sie sprang von ihrem Sitz empor, um den Wagenschlag zu öffnen, und hinauszuspringen. Die kräftige Hand ihres stummen Liebhabers hielt sie zurück.

Wir sind noch nicht zur Stelle, mein Fräulein, flüsterte er.

Louise fühlte einen kalten Schauer durch ihre Glieder durchrieseln; Fritz Wendel nannte sie „mein Fräulein“ und seine Stimme klang ihr ganz kalt und fremd.

Angstvoll, schweigend lehnte sie sich zurück in die Kissen des Wagens; ihre entsetzten Blicke richteten sich

nach ihrem Begleiter hin, aber die Nacht war finster, Louise konnte nichts sehen, als die dunklen, ungewissen Umrisse einer Gestalt. Sie streckte, gleichsam hilfflehend, ihre Hand nach ihm aus, ihr Geliebter fühlte diese Hand auf seiner Schulter, und faßte sie, um sie an seine Lippen zu drücken, aber er blieb stumm, er zog sie nicht wie sonst in seine Arme, er flüsterte ihr nicht wie sonst seine zärtlichen, leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen ins Ohr. Eine tödtliche, entsetzensvolle Angst überfiel das junge Mädchen, sie schlug ihre Hände über ihr Antlitz und weinte laut. Der junge Mann neben ihr mußte wohl ihr Weinen und Schluchzen hören, aber er blieb stumm, er suchte sie nicht zu trösten.

Vorwärts, immer vorwärts ging es in rasendem Lauf; zwei Mal wurden die Pferde gewechselt, um desto schneller das Ziel zu erreichen; Louise weinte immerfort, sie fühlte sich dem Tode nahe vor Angst und Entsetzen; drei Mal hatte sie, von diesem ewigen Schweigen gefoltert, es gewagt, ihren Begleiter leise und schüchtern anzureden; aber er hatte ihr nicht geantwortet.

Jetzt endlich hielt der Wagen. Wir sind zur Stelle, flüsterte Louisens Begleiter, aus dem Wagen springend, und sie selber heraushebend.

Wo sind wir? fragte sie zitternd und ganz überzeugt, daß sie vor irgend einem Gefängniß, einem heimlichen Verbannungsort sich befänden.

Wir sind in Dranienburg, und dort ist die Kirche, wo uns der Prediger erwartet.

Er nahm hastig ihren Arm und führte sie der Kirche zu. Die Thür derselben war geöffnet, und wie Louise an der Hand ihres Begleiters eintrat, fühlte sie ihr Auge geblendet von dem Glanz der Kerzen, die am Altar und auf dem großen Kronleuchter brannten.

Sie sah vor dem Altar den Prediger mit dem geöffneten Gesangbuch stehen, die Orgel setzte mit feierlichem Schall die ersten Töne eines Chorals ein.

Der junge Mann nahm Louisens Arm und führte sie vorwärts, aber nicht zum Altar, sondern zuerst in die seitwärts von demselben befindliche Sakristei. Dort auch brannten Kerzen, und auf dem Tische lag ein Myrthenkranz und ein Spitzenschleier.

Das ist Ihr Brautschmuck, sagte der junge Mann, der noch immer die Capuze seines Mantels fest über sein Gesicht gezogen hatte. Er löste Louisens Mantel los, und reichte ihr den Kranz und den Schleier dar.

Dann endlich ließ er die Capuze zurückfallen, und nahm den Mantel. Louise stieß einen Schrei des Staunens und der Angst aus. Der, welcher vor ihr stand, war nicht ihr Geliebter, nicht der Gärtner Fritz Wendel, sondern ein ihr ganz fremder junger Offizier in voller Parade-Uniform.

Verzeihen Sie, sagte er, daß ich Ihnen heute so viel Angst und Schrecken verursachen mußte. Aber der König hatte mir befohlen stumm zu sein, und ich that es. Auf Befehl des Königs sind wir hier, und auf Seinen Befehl soll ich Ihnen vor unserer Trauung dies Billet überreichen. Es ist von des Königs eigener Hand.

Louise ergriff hastig das königliche Handschreiben und öffnete es. Es war ein sehr kurzer, sehr lakonischer Brief, der indeß das Herz des kleinen Hoffräuleins mit Furcht und Entsetzen erfüllte.

Der Brief lautete:

Da Sie durchaus sich zu vermählen wünschen, will ich aus Rücksicht für Ihre Familie, Ihren Wunsch erfüllen. Aber der schöne Gärtnerbursche Fritz Wendel ist außer Stande Ihr Gemahl zu

werden, da er im Irrenhause sitzt. Ich habe Ihnen daher einen hübschen Offizier von guter Familie und mit bedeutendem Vermögen ausgesucht, und ihm befohlen, Sie zu heirathen. Gefällt er Ihnen, so wird der Prediger Sie sogleich copuliren, und Sie folgen Ihrem Gemahl sofort in seine Garnison nach Brandenburg; gefällt er Ihnen nicht, so hat der Offizier von Kleist Befehl mit Ihnen wieder den Wagen zu besteigen, und Sie zu Ihrer Frau Mutter zu bringen, wo Sie Zeit haben werden über Ihre Unbesonnenheit und Tollkühnheit nachzudenken.

Friedrich.

Louise hatte den Brief des Königs wieder und immer wieder gelesen; jetzt hob sie den Blick von demselben empor, und richtete ihn auf den jungen Mann, der ihr gegenüberstand, und sie mit lächelnden, fragenden Blicken ansah.

Sie fand, daß er sehr schön, sehr jung und liebenswerth erscheine; sie gestand sich, daß diese glänzende Uniform viel hübscher anzuschauen sei, als der schlichte dunkle Rock des armen Gärtners, daß Fritz Wendels Augen nicht glühender und beredter gewesen, als die Augen des schönen jungen Cavaliers.

Nun, fragte er lächelnd, haben Sie entschieden, mein Fräulein? Wollen Sie mich des Glückes würdigen, der beneidete und selige Gemahl des schönen und lieblichen Fräuleins Louise von Schwerin zu werden, oder wollen Sie mich verdammen, und mich des schönsten Glückes berauben?

Sie sah ihm tief in die Augen, und lauschte mit angehaltenem Athem seinen Worten. Seine Stimme hatte einen so weichen, angenehmen Klang, sie war nicht hart und rau, wie Fritz Wendels Stimme, sondern sanft und milde, wie Musik traf sie Louises Herz.

Nun, wiederholte der junge Offizier seine Frage, wollen Sie mich begnadigen, und zu Ihrem Gemahl annehmen?

Würden Sie mich wohl heirathen mögen, auch wenn der König es Ihnen nicht befohlen hätte? fragte Louise lächelnd.

Ich würde Sie heirathen, dem König und der ganzen Welt zum Trotz, sagte der junge Offizier, denn seit ich Sie gesehen, liebe ich Sie.

Louise reichte ihm lächelnd die Hand. Wohl denn, sagte sie. Lassen Sie uns die Befehle des Königs erfüllen. Er hat befohlen, daß wir uns heirathen; fangen wir also damit an. Nachher wollen wir versuchen, ob wir uns lieben können, auch ohne königlichen Befehl.

Der junge Hauptmann von Kleist küßte ihre Hand, und drückte Louise den Myrthenkranz in's Haar.

Kommen Sie, der Priester wartet, und ich sehne mich, Sie meine Gemahlin nennen zu können.

Er führte das junge vierzehnjährige Hoffräulein zum Altar hin; der Prediger öffnete das heilige Buch und verrichtete den Akt der Trauung. —

Um dieselbe Stunde fand in der Kapelle des Königsschlosses zu Berlin eine andere Trauung statt. Dort stand vor dem Altar das Fräulein Laura von Pannewitz und der Graf Voß. Der König selber hatte Laura zum Altar geführt, die Königin Elisabeth hatte dem Grafen Voß ihre Hand geboten, der ganze Hof war in feierlichem Zuge dem Brautpaar gefolgt, der ganze Hof war Zeuge der feierlichen Vermählung.

Nur Einer fehlte, nur der Prinz August Wilhelm war nicht da. Während Laura von Pannewitz oben in der königlichen Schloßkapelle dem Grafen Voß ewige Treue schwur, stand der Prinz unten am Schloßportal

und harrete ihres Herabsteigens. Aber die festgesetzte Zeit war längst vorüber und sie kam nicht; eine qualvolle Angst, eine unerklärliche Furcht befiel ihn. Hatte der König vielleicht ihren Plan entdeckt, war Er es, der Laura zurück hielt, oder hatte sie selber ihre Verabredung vergessen, war sie ihren Schwüren untreu geworden?

Die Zeit verging, und sie kam noch immer nicht. Zitternd vor Zorn, Angst und Zweifeln, stieg der Prinz die Schloßterreppe wieder hinauf, er wollte in die Säle zurückkehren, er wollte um jeden Preis sich seiner Geliebten nähern, er war in dem Zorn seiner Liebe sogar entschlossen, sie mit Gewalt mit sich fortzuführen.

Den Mantel abwerfend, trat er in den Vorsaal ein. Niemand achtete seiner, aller Blicke waren nach dem großen Hauptsaal gerichtet. Dorthin begab sich der Prinz; die ganze glänzende Hofgesellschaft, sonst in den Nebensälen zerstreut, drängte sich jetzt in diesem Saal zusammen; es flimmerte und blitzte von Brillanten, Ordenssternen, und Gold- und Silberstickereien.

Der Prinz sah das Alles nicht. Er sah nur diese bleiche, hohe Frauengestalt mit dem langwallenden Brautschleier, und dem Myrthenkranz im Haar, welche in der Mitte des Saales stand. Das war sie, das war Laura von Pannewitz, und neben ihr dieser junge süß lächelnde Mann, das war der Graf Bos.

Was bedeutete dies Alles? Warum umstand die ganze königliche Familie die so seltsam geschmückte Geliebte des Prinzen August Wilhelm? Warum küßte eben die Königin Elisabeth Christine die schöne Laura von Pannewitz, und reichte ihr ein funkelndes Brillantdiadem? Warum streckte der König dem Grafen Bos

mit einem gnädigen Lächeln die Hand entgegen, welche dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen preßte?

Der Prinz August Wilhelm begriff nichts von dieser ganzen Scene; er fühlte sich wie verzaubert, wie von bösen Traumbildern geängstigt. Mit weitaufgerissenen gläsernen Augen starrte er hinüber zu dem vermählten Paar, das so eben die Glückwünsche des Hofes empfing.

Aber eben hatte des Königs scharfer Blick ihn gewahrt, und rasch das Gedränge der Hofleute, welche sich ehrfurchtsvoll zur Seite schoben, durcheilend, näherte er sich dem Prinzen.

Auf ein Wort, mein Bruder! flüsterte der König, den Arm des Prinzen nehmend. Kommen Sie, lassen Sie uns in mein Kabinet gehen.

Der Prinz folgte ihm, ganz betäubt, kaum seiner Sinne mächtig.

Jetzt, mein Bruder, sagte der König, als er die Thür des Kabinetts hinter sich geschlossen hatte, jetzt zeigen Sie Sich Ihres königlichen Berufes und Ihrer Ahnen werth. Zeigen Sie, daß Sie es verdienen, dereinst der Beherrscher eines ganzen Volkes zu sein. Zeigen Sie das, indem Sie Sich selber beherrschen. Das Fräulein Laura von Pannewitz kann nimmermehr die Ihrige werden. Sie ist die Gemahlin des Grafen Boß.

Der Prinz stieß einen so durchdringenden, herzerreißenden Schrei aus, daß der König selber erbleichte, und ein unaussprechliches Mitleid seine Seele erfüllte.

Seien Sie standhaft, mein armer Bruder, sagte er milde. Was Sie leiden, habe auch ich gelitten, leidet mehr oder weniger Jeder, den das Geschick berufen hat, vor der Welt eine erhabene und hervorragende Stellung einzunehmen. Ein Fürst hat nicht das Recht seinem Herzen und seinen Neigungen zu leben. Er

gehört dem Volke, der Weltgeschichte an, und ihnen Beiden muß er sich selber unterordnen.

Es ist nicht wahr, es ist nicht möglich, stammelte der Prinz. Laura kann niemals eines Andern sein. Laura ist mein, mir verlobt mit den heiligsten Schwüren, und sie soll mein werden Euch und der ganzen Welt zum Trotz. Ich begehre keine Krone und keinen Fürstentitel, ich will nur sie, nur meine Laura! Es ist nicht wahr, sage ich, daß sie sich dem Grafen Boß vermählt hat.

Es ist wahr! flüsterte eine leise, von Thränen erstickte Stimme hinter ihm. Der Prinz wandte sich hastig um; sein wilder Blick begegnete den sanften, traurigen Augen Laura's, die mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe auf ihm ruhten.

Die Königin Elisabeth hatte, der Verabredung mit dem König gemäß, die junge Gräfin Boß hierher geführt, und hatte sich dann leise in das anstoßende Gemach zurückgezogen.

Ich will Ihrer untergehenden Liebe ein letztes Abendroth gönnen, mein Bruder, sagte der König sanft. Nehmen sie Abschied von Ihrer verscheidenden Sonne, aber vergessen Sie nicht, daß wenn die Sonne auch untergegangen, immer noch die Sterne da sind, welche auch leuchten und glänzen, wenn sie auch keine Blüthen und keine Wärme erzeugen können.

Er nickte seinem Bruder freundlich zu und folgte dann seiner Gemahlin in das Nebengemach.

Der Prinz blieb mit Laura allein.

Was sie dort gesprochen und einander zugeschworen, hat Niemand jemals erfahren. Anfangs hörte der im Nebengemach verweilende König die laute zürnende Stimme des Prinzen, welche sich in Verwünschungen und bittern Klagen erging. Dann ward

diese Stimme immer weicher und zarter, sänftigte sich zu immer milderem Tönen.

Nach einer halben Stunde öffnete der König die Thür, und trat wieder in das Kabinet ein.

Der Prinz stand in der Mitte des Zimmers, Laura ihm gegenüber, Beide sahen sie sich fest und thränenlos einander in das bleiche, stille Angesicht; ihre Hände ruhten ineinander.

Leben Sie wohl, mein Prinz, sagte Laura fest. Ich reise mit meinem Gemahl sogleich ab. Leben Sie wohl. Wir werden uns niemals wiedersehen.

Wir werden uns wiedersehen, sagte der Prinz mit einem matten Lächeln. Wir werden uns wiedersehen, aber das wird in einer anderen, in einer besseren Welt sein. Ich werde zuerst dort sein, Sie zu erwarten, Laura!*)

Sie drückten sich noch einmal die Hände. Dann

*) Der Prinz August Wilhelm starb im Jahre 1756 nach traurigen und schmerzvollen Jahren der Einsamkeit und des Kammers, zerfallen mit seiner Familie und dem Könige. Niemand von seiner Familie war während seiner letzten Krankheit in Dranienburg bei ihm, auch seine Gemahlin nicht, welche in Berlin mit ihren Kindern wohnte, und lange schon in stillschweigender Scheidung von ihrem Gemahl lebte. — Der Sohn des Prinzen August Wilhelm, der nachherige König Friedrich Wilhelm der Zweite, die unglückliche Liebe seines Vaters zu dem Fräulein von Pannewitz kennend und ehrend, rief die Gräfin von Voß an seinen Hof zurück und ernannte sie zur Oberhofmeisterin seiner Gemahlin. Die Gräfin Voß, welche bis dahin niemals wieder bei Hofe erschienen war, folgte indessen dem Rufe des Sohnes dieses einst so heißgeliebten Prinzen August Wilhelm. Sie kehrte nach Berlin zurück, und ihre Anmuth, Grazie, Hoheit und Würde erregte die Bewunderung des ganzen Hofes. Lord Elgin, der englische Gesandte adressirte einen Brief an sie folgendermaßen: An die Gräfin Voß, geborne Oberhofmeisterin. Thiébault, Vol. II, pag. 63. Dort findet man auch nähere Notizen über das Liebesverhältniß des Prinzen und des Fräulein von Pannewitz.

wandten Beide sich um. Laura kehrte in den Nebensaal zurück, wo der Graf Boß sie erwartete.

Kommen Sie, mein Gemahl, sagte sie. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, und sein Sie gewiß, daß ich Ihnen immer eine treue und ergebene Gattin sein werde.

Mein Bruder, sagte der Prinz August Wilhelm, dem König die Hand darreichend, ich sträube mich nicht mehr. Treffen Sie immerhin Ihre Vorbereitungen. Ich werde mich, wie Sie es wünschen, der Prinzessin von Braunschweig vermählen.

XVIII.

Der Abschied des Herrn von Pöllnitz.

Am Morgen nach dem Balle trat der Baron von Pöllnitz in das Kabinet des Königs ein. Sein Gesicht war verlegen und niedergeschlagen, und es geschah ihm, was ihm noch niemals geschehen war, er konnte keine Worte finden für das, was er zu sagen hatte.

Des Königs blizende Augen ruhten mit einem verachtungsvollen und ironischen Ausdruck auf ihm.

Pöllnitz, sagte er, Er ist im Begriff, glaube ich, mich zu Seinem Beichtvater zu machen, und mir irgend eine Sünde zu beichten. Sein Gesicht hat ganz und gar eine arme Sünder-Physiognomie.

Majestät, ich würde nichts dawider haben, ein Sünder zu sein, wenn ich nur nicht wirklich auch

ein armer Sünder wäre, erwiderte Pöllnitz achselzuckend.

Ah, also wieder Schulden, wieder Gläubigernoth, rief der König. Wahrlich, ich bin dieser ewigen Litanei müde, und ich verbiete Ihm, mir seine jammervolle Noth wiederum zu klagen. Was man selbst verschuldet hat, das muß man tragen, und wer eine Gefahr heraufbeschwor, muß sie auch zu bekämpfen wissen.

Sw. Majestät will also nicht die Gnade haben, mir beizustehen? Sw. Majestät will mir nicht hilfreiche Hand leisten, um aus diesem Abgrund hervorzusteigen, in welchen meine Gläubiger mich gestürzt haben?

Da sei Gott vor, daß ich das Geld, welches ich jetzt zu Soldaten und Kanonen gebrauche, für einen Pöllnitz hingeben sollte, rief der König ernst.

Dann, Majestät, sagte der Baron leise und zaghaft, dann bin ich gezwungen, Sw. Majestät um die Gnade anzusuchen, mir meinen Abschied zu geben.

Seinen Abschied! Hat er vielleicht im Monde einen närrischen Fürsten entdeckt, welcher Seine elenden Späße und boshaften Verleumdungen und Klatschereien noch höher bezahlen will, als der König von Preußen?

Nicht im Monde, Sire, giebt es solch ein närrisches Individuum, sondern im Deutschen Reich, aber es ist kein Fürst, sondern ein schönes junges Mädchen, welches sich glücklich schätzt, die Baronin von Pöllnitz werden zu können, und meine Schulden zu bezahlen.

Und man sperrt dieses Mädchen nicht in ein Tollhaus ein? rief der König. Nun, vielleicht hält man das Haus des Barons von Pöllnitz für eine Strafanstalt, und bringt sie hinein, um sie für ihre Sünden

zu strafen. Hat das Mädchen, die reich genug ist, eines Pöllnitzens Schulden zu bezahlen, keine Verwandte?

Sie hat beide Aeltern, Sire, und Beide heißen mich mit Freuden als ihren Sohn willkommen. Meine Braut wohnt in Nürnberg und ist die Tochter einer angesehenen Patriziersfamilie.

Und sie kauft Sie, weil sie den Baron von Pöllnitz für allerliebsten Nürnberger Land hält, sagte der König lachend. Nun, ich habe nichts dawider. Und was Seinen Abschied anbetrifft, so will ich Ihm denselben aus vollem Herzen bewilligen. Setze Er Sich, ich will Ihm seinen Abschied ertheilen, und Er selber soll die Abschiedsordre, die ich ihm dictiren werde, schreiben.

Er winkte nach dem Schreibtisch hin. Pöllnitz begab sich dorthin, und dem königlichen Befehl folgend, nahm er Platz, und griff nach Feder und Papier.

Der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging langsam im Zimmer auf und ab. Sein edles schönes Angesicht war ernst und gedankenschwer, und seine großen blauen Augen schossen ironische Blicke auf Pöllnitz hin.

Schreibe Er also, sagte er, ich will Ihm seinen Abschied und sein Ehrenzeugniß geben.

Und der König dictirte dem zitternden, in heimlicher Wuth erbebenden Baron von Pöllnitz folgenden Abschied:

Wir Friedrich 2c. thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Kammerjunker bei Unserem Hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, wie auch in Diensten der Herzogin von Orleans in der nämlichen Eigenschaft, Oberster

in spanischen Diensten, Rittmeister in der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerer des Papstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig, Fähndrich in Diensten des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Diensten Unseres Höchstsiegeligen Vaters, hochbeglückten Andenkens; endlich und zuletzt Ober-Ceremonienmeister in Unsern Diensten, da er sich von dem Strom der ehrenvollsten Militärwürden und der höchsten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden, und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu, der kurz vor ihm aus dem Hofdienst gelaufen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufes und Namens, einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir, mit Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er gebeten hat, wegen der höchst wichtigen Dienste, welche er Unserem königlichen Hofe durch seine Späße und Schwänke geleistet, und des Zeitvertreibs, welchen er neun Jahre lang Unserem Höchstsiegeligen Herrn Vater bereitet hat; so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären: daß während der ganzen Zeit, die er in Unseren Diensten gestanden, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider und Giftmischer gewesen; daß er weder Jungfern geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch die Ehre irgend Jemandes gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein galanter Mann, seiner Abkunft gemäß, betragen, und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen geziemenden Gebrauch gemacht hat; nämlich den Zweck zu erreichen, der bei der Schaubühne zum Grunde liegt, und der

darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf lustige und gefällige Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Eben so hat er den Rath des Bacchus, in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltbarkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er den Bauern die Vorschrift des Evangeliums: geben ist seliger als nehmen, stets überlassen hat. Er weiß noch ganz genau die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustörtern, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich tief ins Gedächtniß eingeprägt; übrigens verstand er es, sich bei Denen angenehm und brauchbar zu machen, welche die Bosheit seines Geistes und seinen Mangel an gutem Herzen kannten.

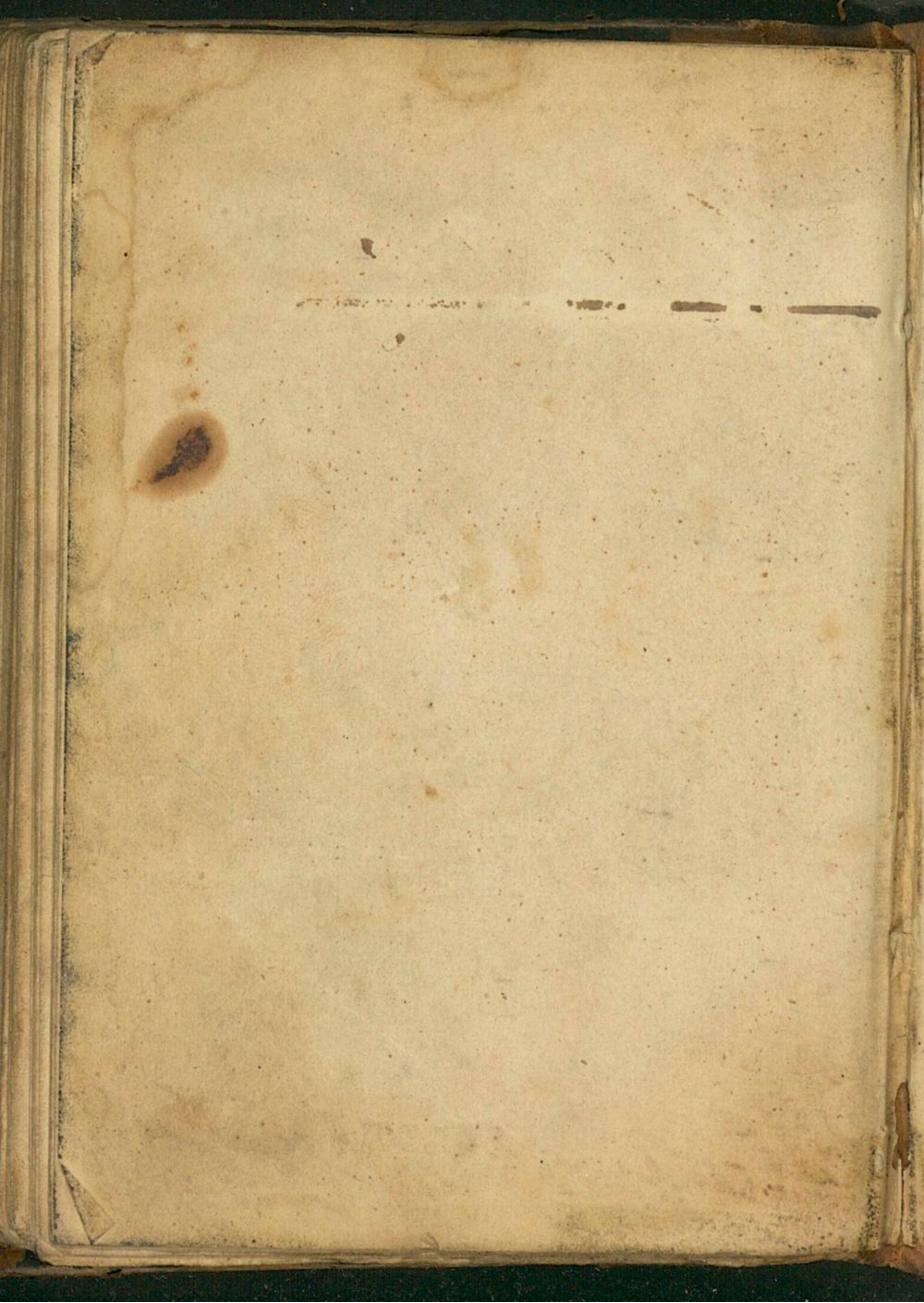
Ferner geben Wir auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt, als nur, wenn er durch seine Unverschämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben und die Gemälde der größten Maler nicht ohne Fehler sind, so wollen Wir mehrgedachtem Baron seine Gebrechen und Fehler zu Gute halten, und ertheilen ihm, obgleich ungern, den nachgesuchten Abschied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran unter den Menschen gänzlich zu vertilgen, dafürhaltend, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es ferner zu bekleiden.

Friedrich.

in
be

Druck von W. Bormetter in Berlin.



157

54

157

C. E. 9/10 1867.





Ott

